<36614759690019

Der Roman

des

künftigen Jahrhunderts.

In acht Büchern.

Von

Maurus Jókai.

Erster Band.

Preßburg & Leipzig.
Verlag von Carl Stampfel.
1879.

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.

Inhalt des I. Bandes.

Vorwort.

Dieses Werk macht nicht den Anspruch, unter die sogenannten „Staatsromane" gezählt zu werden, wie deren Thomas Morus' vielgenanntes „Utopien" einer ist, welcher in edler Schwärmerei die einfache, ungekünstelte Vollkommenheit des Menschengeschlechtes auf einer wüsten Insel darzustellen sucht; wie es „Nils Klims unterirdische Reise" von Holberg, und Swift's Meisterwerk: „Gulliver's Reisen" sind, welche in satyrischer Form die travestirten Verhältnisse bekannter Staaten schildern; wie es Campanella's „Civitas solis" ist, — oder Cabet's „Voyage en Icarie", welch' letzteres Werk hauptsächlich im Interesse von Parteianschauungen geschrieben wurde; wie Terasson's „Sethos", welcher angeblich aus den Ueberlieferungen egyptischer Hieroglyphen zusammengestellt ist; wie Fenelons „Telemach", oder wie die tendenziösen, phantastischen und märchenhaften Beschreibungen des räthselhaften Königreiches „Ophir" und der Länder und Inseln „Scydromedia", „Dimocala", „Ajao", „Nova Atlantis" und „La Basiliade de Bilpai", oder wie die Satyre „Eldorado", welche die anderen, idealisirenden Staatsromane zu persifliren bezweckt.

Für gewöhnlich haben Romane die Aufgabe, eine Erzählung, welche ein bloßes Phantasiegebilde ist, in einer Weise vorzutragen, daß der Leser dem Glauben Raum geben müsse: Alles das habe sich wirklich zutragen können; — dieser Roman hingegen wird ein Zeitereigniß erzählen, welches sich „noch" nicht zugetragen hat und wird die schwierige Aufgabe zu erfüllen trachten, Handlungen und Personen, das äußerliche und das innere Leben eines zukünftigen Zeitabschnittes in einer Weise zu schildern, daß der Leser sagen soll: Das kann noch Alles geschehen.

Es werden in diesem Romane keine utopischen Staaten und ikarischen Menschen vorkommen; sein Schauplatz ist nicht eine noch unentdeckte Insel; — die Handlung bewegt sich bis zum Schlusse allenthalben auf bekanntem Boden und entwickelt sich aus Verhältnissen, welche heutzutage in der That bestehen, aus Ideen, welche auf die Gestaltung der Weltlage auch heute von Einfluß sind.

Ich habe die Erkenntniß, den Glauben und die Phantasie zu Hilfe gerufen.

Ich habe die Außenwelt in der Auffassung, wie die Geschichte sie uns vermittelt, erkennen gelernt: die Bildnng und Gestaltung der Staaten, die bewegenden Faktoren und die Phasen ihres Zerfalles und ihrer Regeneration; — ich habe jene Riesennationen bewundern und beneiden gelernt, welche die Apostel der Zivilisation sind, und in meine Bewunderung mischte sich die anspornende Regung der Liebe, der Bekümmerniß, des Erhaltungstriebes für meine eigene, kleine und zurückgebliebene Nation und für mein Vaterland.

Mit Aufmerksamkeit bin ich den großen Zeitideen gefolgt, welche eine Neugestaltung der Welt anstreben, und ihren langwährenden Kämpfen mit der ihnen widerstrebenden Wirklichkeit. Ich habe jene Titanenkämpfe gesehen, welche für Ideen zwischen ganzen Millionen Bewaffneter entbrannt sind: für die Menschenrechte in Amerika, für Geistesfreiheit und nationale Einigung in Italien, für nationale Auferstehung in Polen, für einen Glaubenswahn in Ostindien, für das europäische Gleichgewicht in der Krim, für eine Forderung des Stolzes in Frankreich, für eine abstrakte Staatsidee zwischen Oesterreich und Preußen und dann um ein soziales Prinzip in Paris. Es waren das Kämpfe, welche ein Meer von Blut und Milliarden von Werthen verschlungen haben, und die Ideen, um die sie geführt wurden — ob siegreich, ob besiegt — leben fort.

Uud mitten aus diesen großen Kämpfen mußte ich dann auch die Einzelkämpfe der engeren Gruppirungen menschlicher Interessen herausgreifen; alle diese unzähligen, kleinen Sonderinteressen leben und regen sich und platzen aufeinander unaufhörlich; höchstens, daß sie angesichts irgend einer großen, das ganze Land in's Mitleid ziehenden Katastrophe ihre Bewe-

gung zeitweilig einstellen — wenn sie nicht etwa gerade dann ihre Kraft zur Geltung bringen. Dergleichen sind der Racenhaß, — die gegenseitige Antipathie und der Selbsterhaltungstrieb der Nationalitäten, — die unversöhnlichen Gegensätze der politischen Parteien, — die offenkundigen parlamentarischen Kämpfe, die Ueberlieferungen und die Neuerungen, und die geheimen Verbindungen, — das Heilige und das Profane, Letzteres unheilig nur deshalb, weil heilige Verbrüderungen auf politischer, socialer und religiöser Grundlage Fuß gefaßt haben: Jesuitismus, Internationale, Nihilismus, und unter diesen der muhammedanische Fatalismus, der mit seiner hartnäckigen Stabilität hereinragt in die neuere Weltgeschichte, ein lauerndes Sonderinteresse inmitten des großen Kampfes, verkörpert in den Erben autokratischer Gelüste; von Königsträumen mondsüchtig gewordene Familien, Abenteurer, die nach Kronen jagen und wieder andere Jäger, die den Sport gegen gekrönte Häupter cultiviren.

Das sind die Elemente des ewigen Kampfes.

Und dieser ewige Kampf bedingt die allgemeine Bewaffnung. Daher das ganze Männergeschlecht von der Kindheit bis ins Greisenalter in Waffen, — daher die fortwährenden Veränderungen und Vervollkommnungen in den einzelnen Waffengattungen und der Wetteifer, sich in wesentlichen Neuerungen an denselben gegenseitig zu überbieten, — daher die Ausbildung des Kriegshandwerkes zur Kunst, zur Wissenschaft.

Der fortwährende Wetteifer in der Bewaffnung macht ungeheure Werthmengen brach liegen: in Maschinen, die keinen Nutzen bringen, in Gebäuden die nicht rentiren, in Menschenmassen, die nicht arbeiten. Daher das Anwachsen der Staatsschulden bis zu fabelhaften Höhen. Und je größer diese, desto größer ist die Steuerlast, desto drückender die Lage des Arbeiters, des Gewerbsmannes, des Grundbesitzers, — während dagegen dem schwindlerischen Unternehmer, dem Geldjäger nur desto mehr Gelegenheit geboten ist, sich mühelos zu bereichern. So tobt der ewige Kampf zwischen dem Kapitale und der Arbeit.

Und je leichter das Geld in den höheren Schichten der Gesellschaft sich ansammelt, desto leichter zerrinnt es auch

wieder unter die niederen Schichten. Die Könige, die Prälaten, die Minister, die Banquiers, die Magnaten, die Heerführer, die Volksvertreter haben auch ihre Parasyten, ja sie haben deren sogar sehr viele: — feile Menschen, patentirte Betrüger, Diebe am öffentlichen Gute Söldlinge, Speichellecker, Lungerer, käufliche Skribenten, Gelegenheitsmacher, Makler, Lieferanten, Sinecurenschnapper, Faiseurs, Cessionäre, Agenten und die hungernden und durstigen Massen. Der Strom des Goldes verläuft in den Sand und erzeugt den Sumpf. Und wenn in dem Strome des Goldes der Charakter des Mannes untergeht, was soll erst mit dem Weibe werden? Bei diesem Phäakenvolke findet Alles seine Nehmer und Alles seine Geber; Liebe, Kunst, Musik, Bildnerei, Malerei, Schriftstellerei — Alles tritt in die Dienste der mühelos reich gewordenen Genußsucht. So tobt der ewige Kampf zwischen der sittlichen Grundlage des Lebens und der moralischen Fäulniß.

Und wie das Familienleben erschlafft, so mehrt sich die Bevölkerung der alten Welt — und je mehr der Menschen werden, desto weniger wird das Brod.

Nach und nach werden alle Wälder gerodet und ihre Stellen umgepflügt, alle Thalmulden abgebaut und die Steinkohle verbraucht. Und die Brüste der Natur sind doch nicht unversiegbar, wie die Mährchen der Alten fabelten; eine Mißernte folgt der anderen auf dem ausgesaugten Boden, das Klima selbst wird ungünstiger durch die gewaltsame Verwüstung der Wälder und der Preis der Steinkohle steigt um das Vierfache innerhalb eines Jahrhunderts. Der Mensch der alten Welt hungert und friert. Das ist der Kampf zwischen dem Menschen und der Erde.

Und der Mensch unterliegt in diesem Kampfe. Die übervölkerte alte Welt wirft ihren Abschaum mit der Brandung aus. Alles, was sie aussondert, eilt hinüber in die neue Welt. Dort ist noch Raum zur Genüge. Der Jesuit und der Philosoph, die Sippschaft der Entthronten und die geächteten Revolutionäre, der strebsame Industrielle und der betrügerische Schwindler, die Märtyrer des Liberalismus und die Charlatane, der geniale Erfinder und der überschnappte Rappelkopf, die germanischen und russischen Kosmopoliten und die Malkon-

tenten der kleinen Völkerstämme, — sie Alle finden hier unbeschränkt freies Terrain für ihre klugen, wie für ihre verrückten Ideen, für ihre heilsamen, wie für ihre verderblichen Unternehmungen.

Die Fluth aller dieser Elemente aber verändert den dermaligen Charakter Amerika's.

Eine Anzahl von Ideen, die in der Trauer um ein verlornes Vaterland gipfeln, heischt Einflußnahme auf die Angelegenheiten Europa's. Und für Nordamerika hält es nicht schwer, eine solche zu üben: die Vervollkommnung des Verkehres hat ihm die alte Welt räumlich nahe gelegt; eine große Armee braucht es nicht zu halten, denn es hat auf dem halben Welttheile, den es einnimmt, nirgends einen Nachbar, wenn erst noch Canada und Mexiko ebenfalls einverleibt sind; seine Geldquellen sind unerschöpflich, sein Boden ist reich, seine Einnahmen übersteigen um das Zwanzigfache seine Ausgaben und verbunden ist es Niemandem in der alten Welt, nicht durch Interesse, nicht durch Freundschaft, nicht durch Bündnisse, nicht durch Schulden, nicht durch Prinzipien-Verwandtschaft, nicht durch Glaubensgemeinschaft, nicht durch Nationalitäten-Schwärmerei, nicht durch die Vergangenheit, nicht durch die Zukunft. Es läßt auch diese seine Situation nicht ungenützt, sondern drückt auf Europa mit dem ganzen Weltgewichte seines Einflusses. Das ist der ewige Kampf zwischen der alten und der neuen Welt.

Und nun denken wir uns zu Allem dem, daß es auch nach hundert Jahren noch Menschen — viele Menschen geben wird, die ihr Vaterland lieben, die sich bestreben werden, die großen Uebel der Menschheit zu heilen, — die die Sitten des Volkes veredeln, die Aufklärung verbreiten, die sich bemühen werden, aus dem Nichts zu erschaffen, die Menschenkraft zur Götterkraft zu erheben; — die Garde des „Gemeinwesens" ist auch nach hundert Jahren noch immer „Legion"! Aber ihr gegenüber steht dann jener andere Riese, dessen Name das „nihil", das „Nichts" ist, der nichts glaubt; keinen Gott, kein Vaterland, keine Nation, kein Jenseits, keinen Staat, kein menschliches Gesetz, keine Familie, keine Ehre, keine Poesie; der die Vergangenheit verleugnet und die Zukunft sich nicht kümmern läßt; der kein anderes Ziel erkennt, als das „Heute",

keinen anderen Herrn, als das „Ich“, kein anderes Gesetz, als Alles das zu thun, was ihm wohlgefällt.

Das ist der ewige Kampf zwischen „Gott“ und dem „Thiere“ — beide in Gestalt des Menschen.

Muß es nicht so kommen in hundert Jahren?

Das ist nicht Phantasie und nicht Prophetie — das ist Wissen, das ist Erkenntniß!

Und folgt auf diese Erkenntniß nicht von selbst der Glaube, daß das nicht ewig so fortgehen kann?

Auf diesem Glauben beruht das Werk, welches ich schreibe. Mein Roman zerfällt in zwei Theile; der eine heißt: „Der ewige Kampf“; er reicht bis dahin, wo dieser Kampf ferner unmöglich wird; — der zweite heißt: „Der ewige Friede“ und spielt in der Zeit, wo ein solcher zur zwingenden Nothwendigkeit geworden ist und sich verwirklicht.

Es ist wahr, das Ganze ist auf eine Hypothese gebaut: auf eine Erfindung, deren Folge eine Umgestaltung der Welt sein wird.

Ich weiß wohl, daß man mir deshalb nachsagen wird, ich sei ein „Narr“. Je nun — ich werde mich als solcher sehr guter Gesellschaft zu rühmen haben. Fulton wurde im Jahre 1805 von der Pariser Akademie der Wissenschaften für einen „Narren“ erklärt, weil er behauptete, man könne mit Wasserdampf Schiffe treiben; Grey wurde wegen seiner Idee der Eisenbahn im Jahre 1815 im „Edinburgh Rewiev“ für „verrückt“ erklärt, und Stephenson wollten wegen seiner Dampflokomotive einige hervorragende Mitglieder des englischen Parlamentes im Jahre 1825 in's Irrenhaus stecken lassen.

Ich glaube also an das Zustandekommen jener Erfindung, um derentwillen so viele von Daedalus an bis auf Coxwell und Lamountain herab die Räthsel des Himmels zu lösen versucht und die Lüfte durchforscht haben, ohne zu finden, was sie suchten. Einmal wird's wohl Jemand finden.

Und Der wird dann dem ewigen Kampfe ein Ziel setzen.

Der wird die Millionen, die einander gegenüber stehen, bereit sich zu vernichten, zur Entwaffnung zwingen, —

wird die Kanone und das Feuergewehr zurückschicken in den Schmelzofen und Arbeitsmaschinen daraus gießen lassen, — wird das Schießpulver zur Abwendung von Elementarschäden gebrauchen und den Soldaten sammt seinem Pferde heimsenden an den Pflug.

Der wird aus Thronprätendenten friedliche Bürger machen.

Der wird den wahnwitzigen Racenhaß versöhnen, und uns im Feinde den Bruder erkennen lassen.

Der wird den diplomatischen Intriguen ein Ende machen.

Der wird die Bande des Sklaven lösen und den freigewidmeten Dienst zu einer angenehmen Pflicht machen.

Der wird dem Ehrgeize eine neue Straße öffnen; Der wird die Aufklärung verbreiten über alle Welttheile und den blinden Glauben niederringen sammt allen seinen Aposteln.

Der wird Steuern und Zölle und Monopole abschaffen und dennoch die Regierungen reich und mächtig machen.

Der wird richtige Verhältnisse im Handel und im Geldumlaufe, wird das Einkommen nach Maßgabe des Verstandes und der Fähigkeit vertheilen, wird dem Gelehrten, dem Dichter, dem Künstler und dem Taglöhner, jedem seinen Platz anweisen und Jeden zufrieden machen mit seinem Loose. Der wird den Schwindel abstellen und die Korruption.

Der wird den gesellschaftlichen Sitten eine dauerhafte Grundlage geben und die Altäre des Familienlebens, der Liebe, des Ideales von Neuem weihen.

Der wird die Todes- und die Kerkerstrafe aufheben und für die Feinde der zivilisirten Gesellschaft eine Strafe erfinden, welche dieselben bessern, und so ein Segen sein wird für die ganze Menschheit.

Der wird das Gleichgewicht herstellen zwischen der alten und der neuen Welt.

Der wird den Menschenfreunden zum Siege verhelfen und die Feinde der Menschheit zur Ergebung zwingen, — die verkappten wie die offenen.

Der wird die Verbannten aus Sibirien zurückführen in ihr, zu neuem Leben erstandenes Vaterland.

Der wird Einfluß üben auf die Witterung und eindringen in die Geheimnisse der Natur.

Der wird grassirende Seuchen stillen und die menschlichen Lebensorgane wieder zu ihrer ursprünglichen Kraftfülle erstarken machen.

Der wird die Sümpfe des Ganges- und des La Plata-Stromes, die zwei gräulichen Herde der Cholera und des gelben Fiebers, trockenlegen, und drei Welttheile von ihren verheerenden Seuchen befreien.

Der wird die Technik um einen neuen Stoff bereichern, den Jedermann gebraucht und der kostbarer sein wird als das Gold, und wohlfeiler als Eisen.

Der wird aus dem Meerwasser die Milliarden Zentner Silbers gewinnen und wird sie in Umlauf setzen.

Der wird den Ueberfluß eines Erdtheiles austauschen gegen den des anderen.

Der wird die reißenden Thiere ausrotten in ihren Urwäldern und in ihren Wüsten.

Der wird die Zivilisation unter die wilden Völker tragen und die Erleuchtung in die Wohnsitze der farbigen Racen, und wird jedem Volksstamme die Möglichkeit bieten, sich allmälig zu heben; er wird alle Menschen zu Menschen machen.

Der wird die großen Wüsteneien bevölkern, Er wird Flüsse durch die Sahara leiten, im Innern Afrika's und Australiens dauernde Ansiedlungen gründen und die Wiege des Menschengeschlechtes, die jetzt eine öde Steppe ist, wieder zum Paradiese gestalten.

Der wird der hohen See ihre Gefahren benehmen, um den Schiffbruch und den Untergang versandten Gutes unmöglich zu machen.

Der wird das Cölibat aufheben und den Priester dem Familienleben wiedergeben.

Der wird dem Weibe eine geachtete Stellung geben in der Gesellschaft, wird die Kinder als einen Schatz des Staates betrachten und demgemäß für sie sorgen.

Der wird nur einer Partei Raum geben, und deren Devise wird lauten: „Thätige Vaterlandsliebe".

Der wird nur einer Konfession Tempel bauen, und deren Dogma wird die „vernünftige Menschenliebe" sein.

Der wird dem Menschen den Tag verlängern, die Tagesarbeit aber verkürzen.

Der wird dem Ehrenworte Gesetzeskraft verleihen, und das Gewissen zum ersten Richter setzen.

Der wird das Reisen erleichtern und die Menschen die ganze Erde kennen lehren.

Der wird uns auch jenen Erdenwinkel auffinden helfen, in dem, abgeschieden von der Außenwelt, der Urstamm des Ungarvolkes wohnt, und wird uns diesen zu einem neuen Brudervolke machen.

Das sind die gestaltenden Ideen meines Werkes.

Daß doch mein Wissen und meine Phantasie so stark wären, als mein Glaube!

Denn ich bin des starken Glaubens, daß jedes Zeitalter von seiner eigenen großen Idee bewegt wird, an deren Hand die Menschheit vorwärts schreitet, und welche keinen Rückfall mehr gestattet.

Das klassische Zeitalter erhob den Menschen durch die Poesie. Das Zeitalter der Hebräer lehrte ihn das Sittengesetz kennen. Die Christuslehre erlöste ihn durch die Religion der Liebe. Die größte Verherrlichung des Menschen aber, die ihn auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhebt, wird erst noch kommen, und diese ist — die Erkenntniß.

Die Erkenntniß ist es, die da triumphiret, wenn dereinst der Sterbliche, der von sich selber sagt: „Ich bin Gott!" seine Krone dem Sterblichen zu Füßen legt, der da spricht: „Ich bin der Mensch!"

Dann wird — möglicherweise — es gibt keine Unmöglichkeit im Sternensysteme — der Weltenschöpfer zum Frommen der vervollkommneten Menschheit auch noch jenen Fehler an der Erde verbessern, welcher die Hauptursache aller Störungen in unseren klimatischen und Witterungsverhältnissen ist: die Abneigung der Erdachse von der Erdbahn.

Damit wird mein Roman schließen.

Moriz Jókai.

Erster Theil.

Der ewige Kampf.

Erstes Buch.

Ein König, der sich sein Brod verdienen muß.

Hundert und ein Kanonenschüsse von der Zitadelle des Blocksberges verkündeten mit dem ersten Tagesgrauen das allerhöchste Namensfest Árpád's von Habsburg, des derzeit glorreich regierenden Königs von Ungarn, Kaisers und Königs, Großfürsten, Markgrafen u. s. w. der mit Ungarn verbündeten Länder.

Vor siebenundzwanzig Jahren — also im Jahre 1925 — war Árpád, zubenannt „der Gründer des Vaterlandes", von der heiligen römischen Kurie unter die Zahl der Heiligen erhoben worden.

Veranlassung zu dieser Kanonisation hatte der Wunsch der Königin Mutter geboten, Allerhöchstihren Neugebornen zum Zeichen ihrer Sympathien für ihr allergetreuestes Volk gerade auf den Namen Árpád taufen zu lassen.

Ihre kanonische Begründung hatte diese Heiligsprechung darin gefunden, daß Árpád, der ein ganzes Volk aus dem Welttheile des Heidenthums, aus Asien, in den Schoß des Christenthums herübergeführt, mit Fug und Recht den Größten unter den „Bekehrern" zugezählt werden darf; da überdies gegen ihn selbst der „diabolus rotae" den Beweis nicht zu erbringen vermochte, daß er ein Sonnen- oder Feueranbeter, ein Moslim, Buddhist oder Fetischverehrer gewesen, — da es im Gegentheil historisch nachweisbar ist, daß er Monogamist und ein Mann von frommem Wandel war; ja was mehr: da die zerstörten

römischen Götzenbilder, — welche der archäologische Verein mit gottloser Pietät wieder in ein Museum zu vereinigen sucht, — Zeugniß geben, daß er ein eifriger Verfolger der Götzendiener gewesen; nachdem ferner die vier Kardinaltugenden eines Kandidaten für die Heiligsprechung, nämlich Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit in seinem Leben gleichfalls nachgewiesen worden waren, — hatte Pabst Pius XI. in Anbetracht alles dessen, vornehmlich aber auf das Zeugniß eines so heiligen Mannes wie Julian's des Dominikanermönches hin, der im vierzehnten Jahrhunderte das Stammvolk Árpád's an der Volga besucht, und keine Spur schismatischer Tendenzen bei demselben zu entdecken vermocht hat, — mittelst einer, unter seiner und aller seiner Kardinäle eigenhändigen Unterschrift erlassenen Bulle kund und zu wissen gethan: Árpád „der Gründer des Vaterlandes" werde unter die Zahl der Heiligen erhoben und dem Gedächtnisse seines Namens im Gregorianischen Kalender der Christenheit der 15. Juli eingeräumt. Hiedurch wurde unser Urahnherr Árpád des Kultes der „Septem bonorum" theilhaftig, das heißt: Es wurde 1) sein Name in den catalogum sanctorum eingetragen, 2) in die Litanei aufgenommen, 3) demselben zu Ehren eine Kirche erbaut, und 4) ein eigener Feiertag gewidmet, 5) dieser zu einem Wallfahrts- und Ablaßtage qualifizirt, 6) Árpád's Bild mit dem Heiligenscheine geziert, und 7) seine Gebeine für Reliquien erklärt.

Genugsamen Beweggrund zu dieser Heiligsprechung endlich hatte die unglückliche Constellation geboten, unter deren Einflusse Europa in jenen traurigen Zeitläuften stand, so zwar, daß die oberhirtliche Curie, die sich wohl noch immer die „römische" nannte, aber sammt ihrem gekrönten Haupte Rom hatte verlassen müssen, im Reiche zwischen den „vier Flüssen" sichere Zuflucht suchte; so war denn dieses Reich, da der Pabst die Stadt Preßburg zu seinem Sitze erkoren hatte, zu jenem Ruhme gelangt, welchen ihm schon König Matthias Hunyady dereinst geweissagt: er sah das Doppelkreuz seines Wappens verdreifacht.

Am 15. Juli 1952 also verkündeten hundert und ein Kanonenschüsse den Anbruch des Feiertages Árpád's des Heligen.

Se. Majestät den König erweckte die Festsalve, deren Dröhnen die Fenster klirren machte, nicht erst aus dem Schlafe. König Árpád pflegt nicht bis fünf Uhr Morgens zu schlafen,

ist doch nur jene Zeit sein eigen, wo alle Welt schläft: der Morgen. Bis fünf Uhr hatten Se. Majestät schon Ihr tägliches kaltes Bad genommen, hatten eine Stunde lang allein, ohne Gefolge, im Hofgarten promenirt und standen nunmehr beim ersten Kanonenschlage bereits wieder in Ihrem Schlafzimmer am geöffneten Fenster, welches die Aussicht über Pest und die Ebene des Rákos bietet.

Ein königlicher Anblick!

Eben ringt sich die Sonne aus einer Wolkenmasse empor und schießt einen grellen Strahlenkranz in den dunklen Himmel hinaus, von dessen goldigem Grunde sich die großartig angelegte Stadt mit ihren bläulichen, schattigen Steinmassen einer Zeichnung gleich abhebt. Den Ufern des riesigen Donaustromes entlang ziehen sich die Zeilen der Prachtpaläste hin; die rauchspeienden Fabriksgebäude, die früher hier emporragten, haben sich weit hinunter, in's Gebiet der Kolonie Neupest zurückgezogen; bis zur Vorstadt Soroksár hinaus überspannen sechs stabile Brücken den Riesenstrom und vom Rákos her blinken aus den Auen und Wäldern, die sich bis über Czinkota hin erstrecken, die Giebel allenthalben zerstreuter Villeggiaturen hervor.

Im Scheine der gegenüber aufgehenden Sonne sieht sich die ganze Stadt wie zu einer Riesenmasse zusammengeballt an, aus der nur die Kirchen, die Thürme der öffentlichen Gebäude und der erzfarbne — Dom der Basilika hervorragen; das ganze Bild erscheint in den, für unsere Stadt charakteristischen, nicht so sehr gesunden, als malerischen Nebel versunken.

(Und auch noch in etwas Anderes ist die Stadt mit allen ihren Palästen und Stadthausthürmen versunken: in ihre Schulden. Aber von dieser Seite betrachtet, nimmt sich die Ansicht nicht mehr pittoresk aus.)

Ein einziges Monument ragt hoch über den Nebel empor, höher als alle anderen Thürme: der Thurm des neuen Münsters. An Stelle der Häusergruppe, welche sich früher vom ehemaligen Theaterplatze bis zur Wienergasse erstreckte, ist eine neue Kathedrale in gothischem Style erbaut worden. Zweiundzwanzig Jahre hat der Bau gedauert, der ungarische Klerus hat diese ganze Zeit über ein Zehntheil seiner Gesammteinkünfte zu demselben gesteuert. — Dieses Münster trägt gleichfalls den Namen „zu

St. Árpád"; der Grundstein war am Tauftage des Königs gelegt worden.

Dieser Bau allein ragt aus allen den verschiedenen Nebeln der Stadt hervor.

Jenseits der weithin sich erstreckenden Stadt sind, in regelmäßigem Halbkreise gelegen, die Vertheidigungswerke von neun Forts, durchweg massive Sternschanzen, sichtbar. Buda-Pest ist derzeit ein Waffenplatz ersten Ranges; auf der Ofner Seite vertheidigen ihn sechs derlei Forts, — zusammen fünfzehn, sämmtlich durch eine Gürtelbahn untereinander in Verbindung.

Kaum ist der hundert und erste Kanonenschuß verhallt, so brüllen von den fünfzehn Forts die ehernen Ungethüme elfeinhalbzölligen Kalibers noch je sechs Schüsse gegen die Stadt; nach diesem lufterschütternden Konzerte aber steigen aus den Wällen der fünfzehn Sternschanzen wie auf Einen Schlag zweihundert und vierzig Luftballons auf, welche, mittelst tausend Metres langer Leinen geführt und mit einander verbunden, die Errungenschaften der neuen Strategie veranschaulichen; gleichsam in der Luft angelegte Feuerminen, schleudern sie Trinitrin-, Knallanilin-, Dynamit-, Nitromannit- und Pyroxilin-Geschosse auf die Köpfe des Belagerungsheeres herab, ohne daß dessen Raketen ihnen auch nur das Geringste anhaben könnten; ihre Hauptaufgabe aber ist, den Angriffen der feindlichen Luftballons mit gleichen Waffen zu begegnen.

Und all die zweihundertundvierzig Kriegsballons sind um und um beflaggt in den Farben aller Länder Sr. Majestät; von den Thürmen der Stadthäuser und des riesigen Münsters herab aber weht je ein langes, bis zur Erde wallendes Gewebe, zur Hälfte roth-weiß-grün, zur Hälfte schwarz-gelb, im Morgenwinde. Schließlich nehmen auch die auf der Donau ankernden Dampfer, Monitors und Kriegsschiffe die Kanonade auf und als ob ein Wald sich zum Fluge erheben wollte, rauschen auf dieses Signal hin auch an allen Masten der Schiffe, der Docks und des Hafens die Flaggen in die Höhe und wie auf einen Zauberschlag entrollen sich von einem von der Spitze des Blocksberges aus zum Rathhausthurme gespannten Drathe herab, über der Donau dreiundzwanzig Fahnen mit den Wappenschilden aller Länder Sr. Majestät.

Die Sonne tritt vollends aus dem Gewölke hervor und

übergoldet nun die ganze Szene. Die Pracht der Natur und des Menschen im Vereine! Die Glocken der Kathedralkirchen erschallen und ihr tiefes Dröhnen ruft nach und nach auch das Geläute schwächeren Kalibers wach; aus alldem Getöse des Morgens heraus aber wiederhallt in der ganzen Stadt unaufhörlicher Trommelwirbel und unter dem Lärmen desselben beginnt sich von der Höhe der Ofner Burg herab eine nicht endenwollende eherne Schlange zu entwickeln; sie zieht sich über die mittlere Kettenbrücke hin, die untere Donauzeile entlang, fort hinaus bis zum Erzsébethfalvaer Quai; ihr Kopf verschwindet bereits hinter den ungeheueren Lagerhäusern der Eisenbahn und noch immer zieht sich der Körper länger und länger dahin mit seinen blitzenden Stacheln von Stahl und windet sich noch immer aus dem Festungsthore hervor. Fünfzig erlesene Schützenregimenter und ebensoviele Honvédbataillone bilden diese eherne Schlange.

Allein Se. Majestät haben nicht Zeit, sich lange in diesen Anblick zu vertiefen, denn schon tritt jener bedeutende Mann ein, dem sich jeder König fügt: der Oberstkammerdiener. Ihm steht jede Thüre zu jeder Stunde offen.

Er kommt Sr. Majestät zu melden, daß es Zeit sei zum Ankleiden.

Se. Majestät sind an militärische Pünktlichkeit gewöhnt und sehen alsbald ein, daß das geschehen müsse.

Vor Allem überläßt sich der König dem Ober-Hofbarbier, der ihm das Kinn glatt rasirt. Sodann kommt der Ober-Hof-Friseur, der das blonde, in's Kastanienbraune spielende Haupthaar Sr. Majestät in Ordnung bringt, und darauf bedacht ist, daß der magyarische Charakter des Schnurbartes aufrecht erhalten bleibe.

Nunmehr folgt der Ober-Hofschneider, der das neue königliche Purpurkostüm gebracht hat, welches Se. Majestät bei der heutigen Feierlichkeit zu tragen geruhen werden.

Beim Anprobiren finden Se. Majestät, daß dasselbe ein wenig zu weit sei.

Der Oberstkammerdiener bemerkt hierauf in tiefster Unterthänigkeit, zugleich aber auch nicht ohne das volle Selbstbewußtsein amtlicher Unfehlbarkeit, es werde kaum mehr zu weit sein, sobald nur erst das „H e m d“ darunter komme.

Se. Majestät blicken ihn fragend an. Hemd —? Was für ein Hemd?

Der Oberstkammerdiener bringt aus einem Carton, welchen er bisher unter dem Arme gehalten, ein räthselhaftes Kleidungsstück zum Vorschein, bei dessen Anblick Se. Majestät tief aufseufzen und einigermaßen verzagt zu Boden blicken.

— Also wieder?

Das räthselhafte Kleidungsstück ist ein Panzerhemd: zwanzig Lagen Taffet, mit Seide dicht die Kreuz und Quer gesteppt, bilden den Panzer. Der Erfinder hatte sein Werk am eigenen Leib die Probe bestehen lassen: eine Musketenkugel auf zwanzig Schritte Entfernung, eine Revolverkugel selbst aus unmittelbarer Nähe abgefeuert, hatten den zwanzigfältigen Atlas nicht zu durchdringen vermocht.

— Aber wozu denn das? fragten Se. Majestät kleinlaut.

Der Oberstkammerdiener zog die Schultern gegen das Hinterhaupt empor, so hoch es die Konstruktion des menschlichen Knochenbaues nur immer gestattet, aber er blieb unerbittlich.

— Majestät, das ist unumgänglich nothwendig. Auf Se. Majestät den Känig von Italien ist zweimal geschossen worden, auf den Präsidenten der französischen Republik dreimal, auf Se. großbritannische Majestät viermal, auf den König von Spanien nur einmal zwar, aber aus acht Läufen zu gleicher Zeit, der König von Serbien ist sogar getroffen worden, des russischen Czaren gar nicht zu gedenken; die Schußwaffen sind heut zu Tage bis zu dem Grade vervollkommnet, daß man Jemanden mit einem Federkiel, mit einem Bleistift, mit einer Zigarrenspitze erschießen kann, ja sogar mit einer im Rockärmel verborgenen Patrone, wie es auf Se. Majestät den Sultan Mahmud erst in jüngster Zeit attentirt worden ist. Ew. Majestät Leben gehört dem Lande. Es ist unumgänglich nöthig, daß Ew. Majestät dieses Hemd tragen. Zu der heutigen Feierlichkeit strömen mindestens zehntausend Menschen zusammen; viele Fremde sind zugegen; fünfzigtausend Mann Militär geben Salven; die Gesandtschaften zehn verschiedener Länder, vierzig beglückwünschende Deputationen nahen sich Ew. Majestät. Bei solchen Gelegenheiten ist dieses Hemd unerläßlich. Der Familien- und der Ministerrath haben übereinstimmend beschlossen, daß — —

König Árpád II. sah ein, daß man sich fügen müsse. Er ergab sich in sein Schicksal und legte unter den königlichen Ornat den zwanzigfachen Taffet an.

Draußen aber wies das Thermometer 29 Grad Reaumur.

Die Gesichtszüge Árpád's von Habsburg erinnern an seinen ersten Ahnherrn; der mochte so ausgesehen haben, als er noch ein einfacher Graf war im Schweizerlande; als er „auf's Waidwerk hinaus" reitend, vor dem Priester, der zu einem Sterbenden eilte, vom Pferde stieg und dieses dem frommen Manne übergab, damit derselbe darauf über den strömenden Gießbach setze; als es für den Habsburger Grafen noch eine große Ehre war, daß ihn die Stadt Zürich zu ihrem Feldhauptmann erkor; als der Graf von Habsburg noch die bedrängten Städtebürger gegen kleine Raubritter schirmte und zwölfander gegen Schloß Utliberg geritten kam, die adeligen Wegelagerer zu Paaren zu treiben und sich die kleinen Hoheitssitze und Duodezthrone einen nach dem andern unterwarf, so daß der Baseler Bischof bestürzt ausrief: „Mein Herre Gott, magst fest auf deinem Stuhle sitzen, ansonsten setzt er sich auch in den noch drein!"

Das längliche Gesicht, die gewölbte Stirn, die breiten Unterlippen zeigen den Familientypus; der melancholische Ausdruck des stahlblauen Auges übt eine gewisse sympatische Wirkung und verräth mehr einen träumerischen Philosophen, als den Herrscher obschon eine leichte Falte zwischen den beiden Augenbrauen, welche die hohe Stirne entzwei theilt, auf Willenskraft schließen läßt. Das Gesicht ist bleich, was umsomehr auffällt, da es sich bei jeder inneren Erregung lebhaft zu röthen pflegt. Wenn ihm irgend ein Leid oder eine Enttäuschung widerfährt, wenn ihm eine böse Kunde gemeldet wird, wenn ihn der Aerger aufregt, wenn er ein schweres Urtheil aussprechen soll, pflegt diese Röthe im Gesichte des Königs aufzuflammen; bei solchen Gelegenheiten senkt er den Blick zu Boden und preßt die Lippen aufeinander: er sucht sich zu beherrschen. Erst, wenn die Röthe auf seinem Gesichte gewichen ist, spricht oder handelt er.

Er ließ sich ankleiden.

Der Seidenpanzer ist eine geschickte Tracht; er behindert die Bewegung nicht und hebt die Statur.

Nachdem er seine Toilette beendet hatte, bei der Niemand vom Hofstaate zugegen war, befahl er, den Beichtvater eintreten zu lassen.

Der König hat auch Sünden. Bei anderen Menschen sind es vielleicht gar keine Sünden, beim Könige aber wohl. Ein anderer Mensch, wenn er liebebedürftig ist, liebt; wenn er Rache dürstet, so rächt er sich; beim Könige aber ist das Alles Sünde, und bedarf der Lossprechung. Und König Árpád II. ist in religiösen Gesinnungen auferzogen worden, — würdig seiner beiden Ahnherren: Rudolf's von Habsburg sowohl, der bei seiner Krönung statt des Szepters, welches seine Feinde verborgen hatten, das Kruzifix ergriff, — als Árpád's I., der bei Gelegenheit einer ähnlichen Feier von seinem und seiner apostolischen Genossen in einem Kelche vereinigten Blute trank, ein Vorgang, der uns lebhaft an jene von unserem Herrn und Erlöser eingesetzte Zeremonie erinnert.

Nachdem dieser gnadenreichen Pflicht genügt war, folgten der Obersthofmeister und der Oberzeremonienmeister, die in der Bildergallerie gewartet hatten.

Der Obersthofmeister überreichte Sr. Majestät auf einem Sammtkissen die Orden, welche Allerhöchstdieselben an diesem Tage tragen sollten: das Lamm mit dem goldenen Vließe, die eiserne Krone mit dem Doppel-Adler, die preußischen vier schwarzen und einen rothen Adler, den russischen doppelten mit dem darin enthaltenen einfachen Adler, die schwedischen vier Seraphs-Köpfe, den badenser geflügelten Löwen, das welfische weiße Roß, den englischen Drachen, den türkischen Halbmond und den dänischen weißen Elephanten. — Se. Majestät bemerkten lächelnd: „Da trage ich ja nun schon den ganzen Thierkreis an mir," worauf der Obersthofmeister, dessen geistreiche Apercus bekannt waren, treffend erwiderte: „Dann sind Ew. Majestät mitten in diesem Zodiakus die Sonne selbst."

(So war wenigstens diese Anekdote am selben Tage in den Abendblättern zu lesen.)

Hierauf unterbreitet der Ober-Zeremonienmeister ehrfurchtsvollst das Programm des heutigen Tages, mit Präzision bis auf die Viertelstunde berechnet; Se. Majestät las dasselbe einmal durch und erklärte — gewiß ein Zeichen eines seltenen Gedächtnisses: — nunmehr wisse er Alles.

Um sieben Uhr Auszug aus der königlichen Burg, die Pester erste Radialstraße entlang nach dem Rákos zur Revue

über die dort aufgestellten Truppen, ebendaselbst um halb neun Uhr Feldmesse, von neun bis zehn Uhr Defiliren der Truppen unter den Klängen der Feldmusik, bis halb zwölf Uhr Rückkehr in die königliche Burg, bis zwölf Uhr Déjeuner en famille, um halb ein Uhr Gratulations-Cour des diplomatischen Korps — welche heute, aus später anzuführenden Gründen, länger dauern wird als gewöhnlich, — hierauf bis drei Uhr Aufwartung der Körperschaften des Landes, Cour der Deputationen des Ober- und Unterhauses und des Reichsrathes der cisleithanischen Länder, Huldigung des hohen Klerus und der Vertretungen der Städte Buda-Pest, Wien, Prag, Lemberg, Agram und Triest; um drei Uhr Ausfahrt zum Volksfeste im Volksgarten nächst dem Blocksberge und daselbst allergnädigste Entgegennahme der freudigen Huldigungsbezeugungen des Volkes; von dort Fahrt durch die Docks auf Kriegs-Monitoren; unterwegs Seemanöver; sodann mit dem Galveston'schen lenkbaren Ballon Rückkehr durch die Lüfte auf den Altan der Burg; — um fünf Uhr diplomatisches Diner und Cercle, Anreden von vierzig Personen verschiedenen Standes und Ranges, gehalten in verschiedenen lebenden und todten Sprachen, als: in sieben europäischen, zwei asiatischen, ferner in lateinischer und altgriechischer Sprache; um sieben Uhr allerhöchstes Erscheinen im Pester Schauspielhause, von dort im Opernhause, hierauf im Volkstheater, im deutschen Theater und endlich im Burgtheater in Ofen; — um zehn Uhr Empfang der allerhöchsten Familienglieder und Souper; — um eilf Uhr Besichtigung der Beleuchtung der beiden Städte in offener Karosse; —um zwölf Uhr Monstre-Zapfenstreich, exekutirt von den Musik-Kapellen sämmtlicher fünfzig Regimenter — und damit Schluß.

Das Programm des Tages wurde mit der größten Genauigkeit eingehalten. Großartig war der Anblick, welcher sich Sr. Majestät darbot, als er mit seinem glänzenden Gefolge die Árpád-Radialstraße entlang ritt: zu beiden Seiten je eine endlose Zeile von Palästen, mit Doppelreihen breitästiger Bäume davor, — die Kaufläden der Geschmeidehändler, deren Schaufenster drei Stockwerke einnehmen, — imposante Gasthöfe, — herrschaftliche Hotels mit vergoldeten Erkern, — das Börsegebäude mit seiner korinthischen Säulenhalle, — das Pantheon

mit seiner Kuppel im Renaissance-Geschmacke, — das Landhaus, dessen obere Façade die Standbilder aller Könige, die untere Estrade die aller Königinnen von Ungarn zieren, — vor ihm auf dem imposanten Platze das kolossale, eherne Standbild Árpád's mit meisterhaften Reliefs auf reichem Sockel, — das Volkstheater, der Hippodrom, die Ministerien, das enorme Weltausstellungs-Palais, auf allen Plätzen monumentale Brunnen, — und die ganze, eine halbe Meile lange Avenue von der aufgehenden Sonne beleuchtet! Es ist nur Licht in diesem Bilde, kein Schatten.

Aber doch — es hat auch seinen Schatten; und dieser ist — der Taffetpanzer Sr. Majestät, der ihm den ganzen Genuß verdirbt.

Großartig war auch die Parade am Marsfelde: die Feldmesse und der Aufmarsch der fünfzig Regimenter Linieninfanterie, fünfzig Bataillone Honvéds und vierzig Schwadronen Kavallerie mit klingendem Spiele. Das Defiliren dauerte anderthalb Stunden und Alles ging mit der größten Präzision. Die Pelotonfeuer wurden auf einen Schlag abgegeben und wurde dabei Niemand aus Versehen erschossen; der von dem höchstkommandirenden Feldzeugmeister Sr. Majestät abgestattete Rapport hatte an Maroden nicht mehr zu melden als zwanzig Offiziere und neunzig Mann Gemeine, die, bei der glühenden Sommerhitze in der knappen Uniform in Reih' und Glied stehend, umgesunken waren.

Ueber Se. Majestät aber wachte wahrlich die Vorsehung, daß ihn unter seinem Panzerhemde, der mit Edelmarder verbrämten Mente und dem Pelzkalpag keine Ohnmacht anwandelte.

Der Soldat konnte nach der Parade wenigstens sein delikates Gulyás-Konserve in Ruhe verzehren, Se. Majestät aber hatte noch die Beglückwünschungs-Deputationen in der königlichen Burg zu empfangen.

Und das ist keine so leichte Aufgabe wie vor Zeiten, wo bei den Gratulationscouren an den Namensfesten der Souveräne der päpstliche Nuntius Namens des gesammten diplomatischen Korps die Anrede hielt und damit die Zeremonie zu Ende war. Seither ist die Welt aus Rand und Band gekommen. Der Papst hat Rom, später auch Avignon verlassen, hatte eine zeitlang in Malta residirt und endlich in Preßburg

Zuflucht gefunden und stand mit den weltlichen Mächten au äußerst gespanntem Fuße.

Außerdem haben sich die, in Folge der europäischen Staatswirren depossedirten Potentaten nach Ungarn zurückgezogen; wir haben hier neapolitanische und spanische Bourbons, Welfen, die Dynastien Bonaparte und Orleans, Romanow, Chambord, Coburg und Karagyorgyevics, und allen ist die Monarchie zu Schutz und Schirm verpflichtet, so zwar daß zu einer Zeit zweierlei vollzählige diplomatische Corps bei unserem Hofe beglaubigt waren, das eine in Vertretung der legitimen, aber vertriebenen Prätendenten, das andere mittelst Creditive der illegitimen, aber thatsächlichen Machthaber. Natürlich, daß Jeder nebst den Glückwünschen zum Namensfeste auch seinen partikulären Wünschen Ausdruck gab. Da nun alle diese einzelnen Anliegen in diametralem Gegensatze zu einander standen, und da Se. Majestät nicht nur auf jedes einzelne derselben eine diplomatische Antwort geben mußte, die diplomatisch genug war, um Keinen zu verletzen, sondern — da durch die Anerkennung des Nationalitätenprinzipes die französische Sprache zu jener Zeit aufgehört hatte, die allgemeine, diplomatische Sprache zu sein, — auch noch Jedem in seiner eigenen Sprache antworten, also spanisch, englisch, französisch, deutsch, rumänisch, italienisch, serbisch, griechisch und türkisch (russisch ist nicht darunter, — warum? wollen wir später darthun) sprechen mußte, so ist hieraus wohl zur Genüge zu ersehen, daß der König von Ungarn im Jahre 1952 so viel Sprachenkenntniß besitzen mußte, als die gesammte Akademie der Wissenschaften en masse.

Als endlich Alles vorüber war, herrschte im Thronsaale eine Temperatur von 38 Grad.

Der Seidenpanzer aber hatte Sr. Majestät während der Cour erzählt, daß unter den aufwartenden Diplomaten zwei sind, deren Souverän es geradezu auf seinen Thron abgesehen haben und vier, die darauf rechnen, je ein Stück seiner Staaten an sich reißen zu können, und wieder zwei, die ihn mit unausstehlichen Prinzessinen verheirathen möchten, und wie ihn ein Jeder von ihnen gar so gerne mit allen Uebrigen entzweien möchte; der Seidenpanzer erzählt ihm, daß der salbungsvolle Sprecher des hohen Klerus den Absichten des Erstgebornen

einer Seitenlinie auf die Thronfolge dessen guter, ultramontaner Gesinnung wegen Vorschub leiste; er erzählt ihm, der unterthänigste Sprecher des Unterhauses sei ein Republikaner und Freimaurer, der ordenbeladene Sprecher des Oberhauses aber nehme es ihm — dem Könige — sehr übel, daß er an gewöhnlichen Tagen bürgerliche Kleidung trägt, daß er Gelehrte an seine Tafel zieht, ja den Bücherwürmern sogar Sitze und Stimmen im Oberhause eingeräumt hat; — er erzählt ihm, daß Wien wegen Pest, Pest wegen Wien und Prag aller beider wegen piquirt sei, Agram aber es sehr apprehendire, daß es nicht wenigstens soviel zähle, als jene alle drei zusammen. Der Seidenpanzer erzählt dem Könige, daß all' die beglückwünschenden und sich beugenden, und süß und sauer lächelnden Gestalten auseinanderstieben würden, wenn nicht ein goldener Reifen sie zusammenhielte, — der goldene Reifen, den des Königs Stirne trägt. . . . . Der Seidenpanzer rechtfertigt seine Existenz.

Auf die Cour folgt das Volksfest auf der Ebene am Fuße des Blocksberges.

Hier liegt jetzt der schönste Volksgarten der Hauptstadt, welcher vierzigtausend Menschen Raum gewährt. Das Volk vergnügt sich! Da giebt's Circus und Caroussel, Zigeunerbanden und Leierkästen, Tanz, Magier, Hannswurste, Seiltänzer, Thierbändiger, Tombola und Eselrennen. Alle Schänken, alle Kneipen sind voll. Und wohin sich Se. Majestät nur wenden mag, überall drängt sich das Volk herbei und empfängt und geleitet ihn mit schallendem Éljen, und Zigeunerbande und Leierkasten unterbrechen Csárdás und Polka, und stimmen die Volkshymne an.

Der Seidenpanzer aber erzählt, daß diese begeisterte Volksmenge vor wenigen Augenblicken bei jeder Trafik des Tabakmonopols, bei jedem Brauhause der Biersteuer wegen über den König losgezogen habe, nichts anders, als ob er allen den Leuten ihren Tabak verrauchte und ihr Bier und ihren Wein wegtränke.

Nach dem Volksfeste kam das Manöver auf der Donau an die Reihe, welchem Se. Majestät auf einem, unter Wasser schiffenden Monitor neuerer Konstruktion anwohnte. Während des ganzen Manövers erzählte ihm der Seidenpanzer, wie bei

einer ganz gleichen Gelegenheit ein exaltirter Rußnjake den Großfürsten Paul von Rußland in die Luft gesprengt hat; und die Bemannung des Monitors bestand aus — Dalmatinern!

Schließlich flog Se. Majestät im Nachen eines riesigen Ballons durch die Luft zum Erker des königlichen Schlosses empor; der oben auf der Kuppe des Ballons sitzende Aëronaut hatte das Leben der unter ihm Schwebenden in der Hand; ein Zündhölzchen genügt, den ganzen Ballon mit einem Male in Flammen aufgehen zu machen, und die Aëronauten sind alle — international!

Aber der Panzer mochte erzählen, was er wollte, Se. Majestät blieb ruhig und während über die gerötheten Gesichter der Herren seines Gefolges der Schweiß herabrann, war sein Antlitz nicht einmal besonders echauffirt.

Es folgte nunmehr die Gratulation des Familienkreises bei verschlossenen Thüren. Für eine frühere Stunde konnte diese Programm-Nummer nicht angesetzt werden, denn die Frau Erzherzogin Maria Annunziata — der Senior der Familie — pflegt spät aufzustehen, und die Erzherzoge sind sämmtlich Oberoffiziere und kommandirten bei der heutigen Heerschau ihre Brigaden.

Der Familienglieder waren sehr viele. Die Frau Erzherzogin Maria Annunziata gab den herzlichen Glückwünschen Aller insgesammt beredten Ausdruck. Se. Majestät umarmte und küßte seine Verwandten der Reihe nach.

Aber den Atlaspanzer trägt Se. Majestät auch hier noch immer und der flüstert ihm zu: so viele Linien des Hauses, so vielerlei Gesinnungen! Die eine hält an den Traditionen fest, an absolutistischen Neigungen, an jesuitistischen Prinzipien, an der Sehnsucht nach der Hegemonie in Deutschland, an den Ideen von der Wiederbelebung der heiligen Alliance, — während sich eine andere in Ungarn heimisch gemacht, hier Popularität errungen hat; wieder andere Seitenlinien haben sich durch Vermischung mit bürgerlichem Blute gewissermaßen separirt, — diese spielen in auffälliger Weise die Demokraten; ja die Erzherzogin selbst ist dem Könige gram, weil er die projektirte Heirath mit der von ihr begünstigten königlichen Prinzessin von England abgelehnt hat.

Folgt die Hoftafel. Das Menu ist königlich. Se. Majestät aber genießt nichts weiter, als das gewohnte Roastbeef und dazu einfachen Schomlauer. Der Seidenpanzer erinnerte ihn an den Tod des letzten Königs aus dem Mannsstamme des Hauses Árpád. Der Truchseß zerlegte bei der Tafel den Fisch mit einem Messer, dessen Spitze vergiftet war; allerdings kostete er vor dem Könige davon, aber von der oberen Schichte, während er dem Könige den Theil vorlegte, welchen die vergiftete Klinge berührt hatte.

Dem Könige gegenüber sitzt der Gesandte der nordamerikanischen Staaten und macht sich Notizen auf die Rückseite des Menu's.

Se. Majestät hatte das bemerkt und fragte nach aufgehobener Tafel bei Beginn des Cercle's den Gesandten, was er sich notirt habe?

— Daß Ew. Majestät bei Tische Alles in Allem genau drei Shilling Werths verzehrt haben. (Macht: Einen Gulden und fünfzig Kreuzer).

Der Seidenpanzer ergänzte die Bemerkung: dieser drei Shillinge halber haben Se. Majestät einen Hofstaat von 4800 sage viertausend achthundert Personen (Pardon! „Herren" wollte ich sagen) Tag für Tag zu erhalten — reichlich zu erhalten!

Nach der Tafel Besuche der Theater. Die Etiquette erfordert, daß der König alle fünf Theater besuche, nicht etwa blos eines. Im Schauspielhause wohnten Se. Majestät dem ersten Akte eines historischen Dramas bei; in der Oper dem zweiten eines neuen Tonstückes, im Volkstheater dem dritten Aufzuge einer Feerie, im deutschen Theater dem vierten eines empfindsamen Familiendramas, und kamen hierauf in's Ofner Theater noch gerade recht, um Zeuge zu sein, wie sich in einem preisgekrönten Lustspiele die glücklichen Liebenden schließlich „kriegen".

Einen gewissen Zusammenhang zwischen allen fünf vermittelte der Seidenpanzer, der fortwährend davon erzählte, wie man zwei französische Kaiser eben bei solchem Fahrten in's Theater habe in die Luft sprengen wollen.

Erst spät gegen Mitternacht, nach dem großen Zapfenstreiche konnte Se. Majestät gesalbter Leib des Panzers entledigt werden; da fühlten sich dann aber auch Allerhöchstdieselben wie neugeboren in dem Bewußtsein, nunmehr keine

Volkshymne mehr anhören zu müssen, weder von fünfzig Musikkapellen, noch von einem einschichtigen Leierkasten.

Das war der erste Tag in der Woche.

Das war aber vorerst nur ein Tag des Vergnügens.

Und nun folgen erst sechs Tage der Arbeit!

Erster Arbeitstag: Vormittags Kasernenvisitation, Probeschießen der Jägerbataillone mit den neuen Präcisionsgewehren. Diese neue Schießwaffe, mit zwölfhundert Schritt Tragweite, oben mit einem Fernrohre versehen, ist dazu bestimmt, die Bedienungsmannschaft der Mitrailleusen niederzuschießen, da diese letzteren mit Sicherheit blos auf achthundert Schritt tragen; Se. Majestät that selbst einige Probeschüsse; selbstverständlich traf er jedesmal in's Schwarze. Das dauert bis Mittag. Mittags unterbreiten die Minister die vom Reichstage angenommenen Gesetze zur Unterschrift und erläutern dabei die an den ursprünglichen Entwürfen von den beiden Häusern vorgenommenen Modificationen. Während der Tafel trägt der Hofvorleser eine Auswahl der interessanteren Publicationen aus den Tagesblättern vor. Nachmittags Sprengung einer neuartigen Mine mit Pyronomladung unter dem Johannisberge. Nach der Rückkehr Empfangnahme und Beantwortung der vom Auslande eingegangenen Beglückwünschungstelegramme und Berichterstattung des Generalfeldzeugmeisters in Sachen der neuen Hußárentschako's; Abends Kammerkonzert; nach dem Konzerte Abfahrt mit der Eisenbahn; Se. Majestät werden die Nacht über reisen und morgen Früh in Wien eintreffen, um daselbst die neue Session des Reichsrathes mit der Thronrede zu eröffnen. Unmittelbar nach der Thronrede folgt der Eröffnungsgottesdienst, sodann Einzelvorstellung der Mitglieder beider cisleithanischer Häuser; hierauf Truppenrevue und Abends die Rückreise nach Pest.

Audienztag!

Zweihundert Bittsteller, die sich alle für Kinder ansehen, den König aber für ihren Vater, der verpflichtet sei, ihr Geschick in's rechte Geleise zu lenken. Bedürftige Witwen bitten um Unterstützung, Beamte um Avancement, verfällte Schuldner um Kassirung ihres Urtheiles. Eltern am Namenstage des Königs geborner Buben bitten Se. Majestät zu Gevatter. Gesangsvereine und Fachklubs suchen um Protektion an. Schriftsteller

und insbesondere Schriftstellerinnen verleihen ihrer Huldigung durch Dedikation ihrer Werke Ausdruck. Maler und Photographen beanspruchen, daß ihnen Se. Majestät ein Stündchen zu seinem Porträt sitzen solle. Invalide Soldaten tragen ihre Krücken und ihre narbenbedeckten Leichname zur Schau. Kokette Damen stellen knixend ihre züchtigen Töchterleins vor, in der Erwartung, daß vielleicht eine oder die andere Sr. Majestät in die Augen stechen werde. Halbverrückte Mechaniker legen dem Könige die unverständlichen Pläne ihrer verwickelten Erfindungen vor. Bauernweiber überreichen knieend ihre lamentablen Bittgesuche und heulen dazu dem Könige ihr Anliegen vor. Von der ganzen Welt ungerechter Weise verfolgte Märtyrer suchen Zuflucht bei der höchsten Instanz. Ehrgeizige Krämer flehen um den Titel eins Hoflieferanten. Wohlbeleibte Vorsteher bitten um Beisteuer für abgebrannte Kirchen. Denunzianten schleichen mit geheimnißvollen Anzeichen daher. Bauerndeputationen trotten von ihrem Dorfe herauf, um seit hundert Jahren verfallene Urbarial-Angelegenheiten von neuem wieder aufzuwühlen und weisen ihre schmierigen Dokumente vor. Finanzgenies bieten in der Hoffnung auf fürstliche Belohnung ihre Geheimpläne an, wie man die sämmtlichen Staatsschulden bei Heller und Pfennig auf einmal bezahlen könnte. Wandernde Musikanten prätendiren, daß sich Se. Majestät in einem Hofconcerte von ihnen maltraitiren lasse. Die Vorstände aufgelöster Vereine poltern heran, um gegen den Minister Klagen zu führen. Die Deputationen von der Dürre heimgesuchter Gegenden bitten um Wasser, von der Theiß überschwemmte Gemeinden um Erde, von Seuchen dezimirte Städte um Luft. Jeder hat Etwas zu verlangen, zu bekommen — zu bringen hat Keiner was. Die meisten Gesuche finden ihre Erledigung beim Hofzahlmeister und bei der Privatchatouille.

Und damit der Tag doch ja gut beschlossen sei, ladet der Minister des Sanitätswesens Se. Majestät zum Besuche der Krankenhäuser ein: Sr. Majestät Erscheinen werde von sehr günstigem Einflusse auf die Kranken sein. Im Feldspitale ist der Spitalbrand ausgebrochen, im Bürgerspitale wüthen die Pocken und das provisorische Lazareth in Ofen ist für die Typhuskranken eingerichtet.

Alle diese Anstalten besuchte Se. Majestät der Reihe nach, und überzeugt sich durch eigene Anschauung von der Ordnung

und Sorgsamkeit, mit der die Krankenpflege gehandhabt wird. Hierauf des Nachts Abreise nach Agram, woselbst der kroatische Landtag mit einer in kroatischer Sprache gehaltenen Thronrede zu eröffnen ist; den folgenden Tag Empfang, Revue und Rückreise nach Budapest. Unterwegs auf jeder Station Deputationen, Ansprache, Erwiederung. Für den Schlaf ist im Programme keine Zeit verfügbar geblieben.

Auf den fünften Tag ist der Besuch verschiedener Lehranstalten und Wohlthätigkeitsvereine anberaumt, nicht minder die Fahnenweihe einer Landes-Liedertafel und eines konfessionslosen Krankenvereines und die Grundsteinlegung eines neuen Entrepots; ferner sitzen Se. Majestät einem Portraitmaler, der für den großen Saal der Getreidehalle „Árpád" das allerhöchste Bildniß anfertigt, und besuchen dann Abends eine von vornehmen Dilettanten veranstaltete Theatervorstellung, welche Allerhöchstdieselben nicht gut umgehen können, und füglich bis zu Ende mit ansehen müssen.

O wie sehnt sich der König darnach, nur wenige Minuten lang einmal Mensch zu sein und — nach Herzenslust gähnen zu dürfen!

Allein eine ruhige Nacht fällt für Se. Majestät noch immer nicht ab.

Kaum schickt er sich an, sein Haupt zur Ruhe zu legen, so ertönt über dem Arbeitstische die elektrische Glocke, welches die Ankunft eines Reservat-Telegrammes signalisirt. Der König verfügt sich wieder an seinen Schreibtisch. Das eingelaufene Telegramm kommt von London und enthält Nachrichten aus Sankt-Petersburg. Die Depesche ist lang und in Chiffern abgefaßt, zu denen der König allein den Schlüssel besitzt; das System ist ein äußerst verwickeltes: jedes Wort löst ein anderer Schlüssel nach den Buchstaben einer bestimmten Devise. Das Morgengrauen findet Se. Majestät noch am Schreibtische. Aber für diesmal hatte der Mensch den König übermannt — der Kopf war ihm auf die zur Hälfte dechiffrirte Depesche herabgesunken — er war eingeschlafen.

Der sechste Tag ist ein Sonntag. Se. Majestät hören nicht blos in der Kathedrale zu Sankt Árpád die Messe, sondern wenden den ganzen Vormittag daran, auch dem Gottesdienste der Protestanten, Altgläuber und Hebräer in ihren

betreffenden Bethäusern anzuwohnen, damit nicht etwa eine oder die andere Konfession Anlaß finde, über Zurücksetzung zu klagen. Um zwölf Uhr ist Ministerrath. Mehrere Minister haben dringenden Vortrag zu halten.

Sr. Majestät Ministerium ist aus Elementen zusammengesetzt, welche verschiedene politische Richtungen repräsentiren.

Die Parteiunterschiede des neunzehnten Jahrhunderts bestehen natürlich nicht mehr. Dermalen gibt es zwei Parteischattirungen: die „harte" und die „weiche Hand." Aber diese zwei Benennungen interpretirt sich dann wieder Jeder in seinem Sinne je nach seinem eigenen Lieblingsthema. Etwas Anderes versteht man darunter in Cisleithanien, etwas Anderes in Ungarn, — die Polen definiren sie anders als die Kroaten, die Klerikalen anders als die hochadeligen Kreise, — sie haben eine andere Bedeutung für die Militärs, eine andere wieder für die ausländischen Prätendenten, eine andere für die Geldbarone, eine andere für die Hofschranzen; und jede Auffassung hat ihre Partei, jede Partei ihren Führer, ihren Minister, ihren Landtagsredner, ihr publizistisches Organ, ihren Banquier, ihren Exkönig, ihren Exminister, ihre Camarilla; die Parteispaltung reicht bis in den Schoß der königlichen Familie hinauf; zuweilen fusioniren sich zwei, um eine dritte zu stürzen, — zuweilen weiß sich eine dritte anderer zwei als Fußschemmel zu bedienen, um obenauf zu kommen; alle aber klammern sich fortwährend an die Schleppe des königlichen Purpurs an und lassen nicht los, suchen eine die andere zu verdächtigen und zu denunziren, dem Könige eine mit der andern bange zu machen und kennen alle miteinander keine andere Aufgabe, als irgend Jemand zu verdrängen, um einen anderen Jemand an seine Stelle zu setzen.

Daher ist jeder Ministerrath gleichbedeutend mit Ministerzerwürfniß, Ministerkrisis.

Diesen Leidenskelch haben nunmehr Se. Majestät zu leeren bis auf die Hefe.

Vor Allem kommt der Minister des Aeußern an die Reihe; er hält Vortrag über die von den auswärtigen Höfen eingegangenen diplomatischen Nachrichten: England grollt wegen des abgelehnten Ehebündnisses, noch mehr aber wegen des Hafens und der Schifffahrtsgesellschaft zu Fiume. Am kaiserlichen Hofe

von Deutschland vermerkt man es unliebsam, daß wir einem Sprossen des Hauses Romanow, sowie der königlichen Familie der Welfen Zuflucht gewähren. Frankreich will in den hiesigen jesuitistischen Umtrieben die Quelle der dortigen sozialistischen Unruhen erkennen und verlangt Aufklärungen. Italien hat neuerdings Anträge gemacht in Sachen der Erwerbung der dalmatinischen Küste, aber diesmal nicht mehr in Form eines Geldgebotes an die Monarchie Oesterreich-Ungarn, sondern es bietet der Pforte hundert Millionen, wenn diese im Tauschwege für Dalmatien Bosnien an Ungarn abtreten wolle. Für diese Annexion wäre der Moment eben günstig, weil Rußland, dermalen von inneren Wirren in Anspruch genommen, nicht in der Lage wäre, Serbiens Aspirationen auf Bosnien zu unterstützen. Aus Rußland selbst liegen übrigens keinerlei zuverlässige Nachrichten vor.

Der gemeinsame Kriegsminister konnte kaum erwarten, zu Worte zu kommen. Er weiß, was in Rußsand vorgeht. Die russische Republik rüstet sich in fürchterlichem Umfange. Die enormen Volksmassen, die sich gegen den Adel erhoben haben, suchen nunmehr Beschäftigung und irgend ein großes organisatorisches Talent betreibt eine Umgestaltung des Heeres; es ist eine nordamerikanische Hand, die in der Sache thätig ist. So kommen daselbst in neuerer Zeit die Kriegsballons, die bisher nur bei Belagerungen mit erschrecklichem Erfolg gebraucht wurden, auch im Felddienste in Verwendung, — eine Neuerung, in der auch der Kavallerie eine Rolle zugewiesen ist. Das müssen wir ihnen nun einmal unumgänglich nothwendiger Weise nachmachen; vorläufig müssen zweitausend Ballons aus, mit Zoopissalz unverbrennbar gemachtem Taffet angefertigt werden — die Ausgabe wird zwanzig Millionen im Extraordinarium betragen.

Nicht minder ist uns bekannt geworden, daß die Elitekorps der russischen Armee Filzkürasse bekommen haben, welche für unsere Bleikugeln undurchdringlich sind. Um diese Verbesserung zu paralisiren, müssen wir nunmehr die ganzen zehn Millionen Patronen, die im Arsenal liegen, mit halbgestählten Spitzkugeln versehen und unsererseits zum mindesten die Infanterie mit Brustharnischen aus vulkanisirtem Kautschuk ausrüsten, was weitere fünfzehn Millionen in Anspruch nehmen wird. Ferner geht man unzweifelhaften Nachrichten zufolge mit der

Idee um, in der russischen Armee die Sprenggeschosse auch für die Handgewehre einzuführen; es wäre angezeigt, ihnen darin zuvorzukommen. Auf das Allerdringendste geboten aber ist die Erhöhung des Präsenzstandes der Kavallerie auf den Kriegsfuß und die Umgestaltung des gesammten Artillerieparkes zu Revolverkanonen. Die Zahl der transportablen Forts aus Gußeisen ist von fünfzig auf hundert zu erhöhen und sind dieselben an die galizische Grenze zu disponiren, an den Knotenpunkten der Eisenbahnen aber müssen unverzüglich die „Glorinen" aufgestellt werden, welche dazu dienen, die größtmöglichen Truppenmassen in möglichst kürzester Zeit an den gefährdeten Punkten zu konzentriren. Alles in Allem wird an dreihundert Millionen im Extraordinarium betragen — eher mehr als weniger. Wenn diese nicht bewilligt werden, so gebe er augenblicklich seine Demission.

Der Kriegsminister ist ein Mann von sanguinischem Temperamente, mit kurzem Nacken und dichtem Haarwuchse. Er spricht stets mit großem Feuer und pflegt sich im Eifer der Rede fortwährend mit der Hand über die Haare zu streichen, als ob er sich selber elektrisiren wollte.

Der Finanzminister dagegen ist ein Phlegmatiker, eine lange, dürre Gestalt. Er pflegt während des Sprechens ab und zu eine Prise zu nehmen. Als der Kriegsminister zu Ende war, nahm er das Wort.

Mit entsetzlicher Kaltblütigkeit legte er dar, wie die Finanzlage der vereinigten Monarchien Sr. Majestät den möglichst trostlosesten Anblick gewähre. Die Steuern fließen äußerst schlecht ein; das Zollerträgniß nimmt in Folge des umsichgreifenden Schleichhandels fortwährend ab. Den Erlös aus dem Verkaufe der Staatseisenbahnen haben bereits in den letzten Jahren die Rüstungen verschlungen; der Kriegsminister hat freilich auch damals gesagt, es sei das Alles nur ein außerordentliches Erforderniß; aber seither sind die angeschafften Kriegsmaterialien von den neueren Erfindungen der Kriegskunst überholt worden, und nun können wir wieder Alles von Neuem anfertigen lassen. Eine Staatsanleihe ist um gar keinen Preis mehr zu kontrahiren, weder auf dem englischen noch auf dem deutschen Geldmarkte; die Nationalbank ist gleichfalls nicht in der Lage, Vorschüsse zu machen;

das Staatspapiergeld kann auch nicht weiter vermehrt werden — das Silberagio steht ohnehin schon auf 80. Die Operation mit Staatsbons ist einmal gelungen — ein zweitesmal gelingt sie nimmer. Die Ausgaben müssen eingeschränkt werden, denn nur die Zinsen der Staatsschuld allein verschlingen bereits das Gesammterträgniß der direkten Steuern. Wenn man für außerordentliche Ausgaben auch nur einen Kreuzer von ihm verlange, so lege er augenblicklich sein Portefeuille nieder. Im Uebrigen habe er die Ehre, mehrere neue Gesetzvorschläge zu unterbreiten, die Geld eintragen. Unternehmer, Konsortien haben sich dazu auch schon gemeldet.

Da ist erstens: die Junggesellensteuer, auszuwerfen auf alle über dreißig Jahre alten und noch unverheiratheten Mannspersonen. Zweitens: die Geburtssteuer, zu entrichten nach jedem Neugebornen; bei solchen Gelegenheiten sind die Eltern gewöhnlich ohnehin in der rosigsten Laune. Drittens: die Schulsteuer; diese ist auszuwerfen: einmal auf Alle, die keine Schule besuchen, als Strafe, weil sie nichts lernen, — und dann auf Alle, die allerdings die Schule besuchen, als Entgeld, eben weil sie etwas lernen. Viertens: die Musiksteuer, zu entrichten nach jedem Klaviere, jedem Leierkasten und jeder Violine, die sich im Privatbesitze befinden. Außerdem bringt er zwei umfassendere Finanzprojekte zur Vorlage. Das eine derselben hat eben auf das Heer Bezug und besteht aus zwei Theilen. Dem ersten Theile gemäß wäre Jedem, der vom Militärdienste befreit bleiben will, diese Vergünstigung gegen Erlag von tausend Gulden zu ertheilen. Die Zahl der Reservisten beträgt eine Million — darunter fänden sich doch sicher fünfzigtausend Familienväter, wohlhabende Leute, die lieber tausend Gulden erlegen, als in Reih und Glied treten und exerziren gehen würden. Dem zweiten Theil gemäß aber wäre der Offizierscharakter für Geld zu verleihen, — Lieutenantsrang für tausend, Hauptmannsrang für viertausend, Majorsrang für zehntausend, Oberstenrang für zwanzigtausend, Generalsrang für fünfzigtausend Gulden. Das müßte ein Heidengeld einbringen. — Schließlich hat er noch ein Konsortium in petto, welches bereit ist, die Donau in Pacht zu nehmen, gegen die Ermächtigung von jedem, dieselbe befahrenden Schiffe nach der Meile einen gewissen Zoll zu erheben.

Es war nur eine Skizze, was er machte, eine bloße Pastellzeichnung, auf ein rauhes Blatt Papier hingeworfen. Mit den kleinen Details befaßte er sich nicht; er suchte blos den allgemeinen Eindruck zu erfassen und wieder zu geben.

Und wie sich das Werk unter seinen Stiften mehr und mehr entwickelte, so erhob sich auch seine Seele mehr und mehr. Der Genius des Künstlers trug die Gedanken des Königs. Je höher die Sonne emporstieg, desto wirksamer kam der ergreifende Gegensatz zwischen dem Vorder- und dem Hintergrunde des Bildes zur Geltung: das wilde, kalte, bis zum Uebermaße urkräftige, und wieder das warme, leuchtende, sanfte Element auf einem Blatte zusamengedrängt — ein Kontrast, der Harmonie athmet — ein Unmögliches, das gleichwohl wirklich und wahrhaftig besteht: eine Urwüstenei, deren Hintergrund eine junge Metropole, eine lachende wohlkultivirte Ebene bildet.

Es war bereits nahe an Mittag, als der König das Brouillon vollendet hatte. Und als er dann die improvisirte Skizze vor sich hinlegte und betrachtete, da — fühlte er sich nicht befriedigt. Das Künstlerauge entdeckte sofort, was da fehle: das Bild ist leer; — ein lebensbarer Wald, eine lautlose Stadt; die Wirkung ist unendliche Melancholie. Aber es paßt nicht hinein zwischen die beiden Gegensätze. Menschliche Figuren, etwa Jäger, Nymphen, Gestalten aus dem Volke würden die mystische Wirkung des Bildes sofort zerstören, diesen Zauber, der — bei alldem der Fehler des Bildes bleibt, weil er einen Eindruck macht, von dem sich der Beschauer keine Rechenschaft zu geben vermag.

Da plötzlich schreckte der Lärm der Jagd den königlichen Künstler aus seinen Träumereien auf; der Hornruf der Treiber, das Gebell der Meute tönten bereits vom diesseitigen Hange des Johannisberges herüber, und kamen, dem Programme entsprechend, der Geweihhütte näher und näher.

Hinter dem Jagdhause überwucherte dichtes Gestrüpp von virginischen Hollunder mit seinen hellblauen Beeren den Grund zwischen den Bäumen, als wäre er mit blühenden Vergißmeinnicht übersäet.

In dem Gebüsche wurde ein krachendes Geräusch hörbar, welches, erst ferne, sich in gerader Richtung dem Geweihhause näherte.

Der König rollte seinen Karton rasch zusammen und steckt ihn wieder in den Gewehrlauf. Die Jagdgesellschaft könnte ihn überraschen, wie er gerade eine Landschaft zeichnet. Man würde sich nicht schlecht moquiren darüber! Es ginge ihm nicht anders, als seinem königlichen Ahn, Ludwig von Baiern, als ihn sein Hofstaat im Kostüm des Tristan — und singend traf.

Die Kunst ist eine Beschäftigung für Knechte.

Allein, es war kein Jäger, was da im Rücken des Königs aus dem Gebüsche hervorbrach, sondern das Wild selbst.

Es war das Gnu.

Der Eingeborne des Kaplandes setzte in mächtigen Sprüngen durch das Gestrüpp und über gestürzte Baumstämme hinweg, und kam dann in scharfem Paßschritte, wie die Giraffe, mit je beiden Füßen derselben Seite zumal ausschreitend, in die Lichtung herausgetrabt.

Hart an dem Abhange hielt er plötzlich an und schaute zurück.

Afrikareisende haben dieser Taktik des Gnu's schon oft Erwähnung gethan. Wenn es seinen Verfolger ein gutes Stück zurückgelassen hat, bleibt es stehen, sieht nach ihm zurück, läßt ihn herankommen und narrt ihn dann wieder weiter nach sich, bis es ihn recht ermüdet hat; dann erst hält es ihm Stand und mißt sich mit ihm.

Der König hatte nun Gelegenheit, das Thier aus einer Entfernung von zwanzig Schritten zu betrachten.

Es war ein Prachtexemplar, ein fünfjähriger Stier; die Narben an der Wurzel der Hörner zeigen die Zahl seiner Jahre. Gestalt und Höhe sind die eines kraftvollen Rosses, auch den Hals hält er so, wie ein stolzer Hengst, und ebenso trägt er den langen, weißen Schweif hoch und wehend. Die Behaarung aber gleicht der des Rennthieres, die Füße sind gelenk, wie die des Hirsches, und die gesträubte Mähne reiht ihn bereits den reißenden Thieren an; die Mähne des wilden Ebers, der Hyäne, des Rennthieres starrt so struppig in die Höhe, nur ist die des Gnu noch zottiger, an der Wurzel weiß, an der Spitze schwarz. Ein erschrecklicher Büffelkopf mit breiter Stirne vervollständigt das aus allen Thierformen zusammengestellte Mischlingsgeschöpf; zum Ueberflusse starren die erst nach vorwärts gebogenen Büffelhörner dann noch kühn in die Höhe; dazu ein struppiger weißer Schopf auf der Stirne und

ein langer, schwarzer Ziegenbart am Kinn. Und zu diesem gräulichen Kopfe ein überaus sanftes, schönes Augenpaar, wie das Auge der Giraffe; es ist, als ob dieser Teufelskopf nur eine häßliche Larve wäre, dessen Fratze die zwei nußbraunen Augen Lügen strafen.

Aber auch der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Auf derselben Spur, welche das Gnu durch die Juniperenbüsche gebrochen hatte, kam lautlos der Dingohund heran. Die buschige Ruthe wehte hochaufgesträubt hinter ihm drein, die Augen rollten mit Blut unterlaufen und von der herabhängenden Unterlippe flockte der Schaum. Seine Sätze glichen mehr denen des Wolfes, als eines Hundes, die Nase trug er fast an der Erde. Das Gnu erwartete ihn stehenden Fußes; offenbar war es gewillt, den Zweikampf aufzunehmen. Es war dem Dingo gelungen, den Stier von seiner Heerde wegzuhetzen, aber auch diesem war es gelungen, den Hund von der übrigen Meute zu trennen. Nunmehr hielt er ihm Stand, um sich mit ihm zu messen.

Es war ein meisterhaft geführter Kampf. Der Schweißhund rannte gerade auf den gehörnten Gegner los; als er aber nahe an ihn herangekommen war, sprang es plötzlich mit einem mächtigen Satz zur Seite, in der Absicht, sich ihm in die Flanke zu werfen und ihm mit einem Schlag den Bauch aufzuschlitzen, während das Gnu, den Angriff von vorne erwartend, mit den Hörnern in die Luft stoßen würde. Nun ist aber der Umstand der, daß sich das Gnu nicht bloß mit den Hörnern, sondern auch mit den Hufen zu vertheidigen weiß. Es weiß mit jedem Hinterfuße einzeln, so wie mit beiden zugleich gefährliche Schläge auszutheilen, und wenn sich der Jagdhund auf hinterlistige Angriffe versteht, so führt diesen gegenüber das Gnu wahre Teufelstänze aus, wirft sich mit erstaunlicher Schnelligkeit von einer Seite zur andern, bietet dem Gegner bald die Hörner, bald das Hintertheil, schlägt mit den scharfen Hufen in die Luft, und wühlt mit den spitzigen Zinken seiner Hörner den Boden auf.

Schon blieb hie und da eine Zote seiner Mähne zwischen den Zähnen des Dingo, dagegen hatte aber auch dieser wieder ab und zu einen Hufschlag wegbekommen. — Jetzt plötzlich duckte sich der Hund in's Gras und legte den Kopf an die Erde, nur das Hintertheil ist in die Höhe gerichtet. Der zottige

Schweif peitscht von Zeit zu Zeit mit nervösen Schlägen die Weichen, die Ohren sind gespitzt. So bleibt er liegen. Ruht er aus? Nein. Er bereitet sich zum letzten entscheidenden Sprunge; er sammelt seine Kräfte und bemißt die Distanz. Das Gnu steht auf sechs Schritte vor ihm; beim nächsten Sprunge wird er ihm nach Art des Panthers an den Nacken springen, wird ihm die scharfen Krallen in die Haut einschlagen und mit den Zähnen die Kehle durchbeißen.

In dem Momente, wo sich der Hund in diese geduckte Stellung zusammenzog, stand auch das Gnu still. Der Instinkt sagte ihm, daß es jetzt gelte, Acht zu haben und kein Auge von dem Feinde zu verwenden, daß es im entscheidenden Augenblicke regungslos stehen müsse.

Das gehörnte Wild stand so ruhig dort auf dem Plateau, den Kopf hoch erhoben, unbeweglich, wie sich der Jäger nur ein Wild schußgerecht wünschen kann, das linke Blatt dem Könige zugewendet, der in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter dem epheugedeckten Gebüsche saß.

Der sicherste Schuß!

Der König nahm leise das Gewehr aus dem Etui.

Aber nicht um auf das Gnu zu schießen, — er würde ja auch seinen Karton zu Fasern zerschossen haben, der im Gewehrlaufe steckte, — sondern er zog die Skizze heraus, breitete sie vor sich hin und nahm die wenigen Augenblicke der höchsten Spannung, während welcher das verfolgte Wild und sein Verfolger einander beobachteten, wahr, um das schöne Ungeheuer auf das Blatt hinzuzeichnen.

Dazu gehörte königliche Selbstbeherrschung und noch etwas mehr : künstlerische Ruhe!

Dem verfolgten Thiere war gewiß auch die Bewegung des Menschen nicht entgangen, — ein solches Auge pflegt nach allen Seiten hin auszuschauen, — aber es blieb deshalb doch unbeweglich stehen. Vielleicht fühlte es durch jenen wunderbaren Instinkt, welchen man die Thierseele nennt, daß dieser eine von seinen zwei Feinden ein edles, königliches Wesen sei, dort jener Andere aber ein schnödes, hündisches Thier, welches es am meisten zu fürchten habe. Es hielt still, während der König mit flinker Hand und kunstgewandtem Stifte seine stolzen Formen zeichnete, und als ob es stolz wäre auf diese Aus-

zeichnung, hob es die Nase hoch in die Luft und begann zu reden.

Ja wohl, das Gnu hat eine Sprache: seine breiten Unterlippen und seine gelenke Zunge sind fähig, artikulirte Laute zu bilden; der Jäger am Anstande vernimmt sie häufig und immer gleichlautend; vielleicht sind es die Worte, die in der Sprache dieses Thieres das Verderben bezeichnen.

So oft das Gnu der Todesgefahr nahe ist, bricht es mit dumpfer, klagender Stimme in die Worte aus:

„Onje — newend — belem!“

Der Hals des redenden Thieres war in diesem Augenblicke in die Höhe gestreckt, seine Nase gegen Himmel erhoben, die Hörner rückwärts gerichtet: der günstigste Moment zum Anfalle für den Dingo.

Der Schweißhund schnellte mit einem meisterhaft berechneten Sprunge empor, jäh wie der Löwe; — allein das Gnu hatte noch ein Vertheidigungsmittel in Bereitschaft: die Antilopenbewegung.

In dem Augenblicke, der, kurz wie der Blitz, ihm nicht mehr genügte, zur Seite zu springen, warf es sich plötzlich auf die Knie nieder, so daß ihm der angreifende Hund, der seinen Sprung nach dem Halse berechnet hatte, gerade in die Spitzen der Hörner fiel; in der nächsten Sekunde flog er mit aufgeschlitztem Leibe über den Rücken des Gnu hinaus und kollerte dann den steilen Berghang hinunter, bis er irgendwo im Gestrüppe hängen blieb. Laute, wie ein anderer zu Tode getroffener Hund, gab er selbst im letzten Augenblicke nicht.

Das siegreiche Wild blieb noch einige Sekunden am Platze stehen; nunmehr richtete es seine schönen, braunen Augen voll auf den dort in der Nähe sitzenden Menschen. Der König griff noch immer nicht nach dem Gewehre; er beeilte sich, seine Skizze zu vollenden. Das Thier, dessen ungeheuerlicher Kopf jetzt, wo das Blut des Dingo an seinen Hörnern herabrann und das weiße Stirnhaar roth färbte, noch gräulicher anzusehen war, trat dem Könige noch einige Schritte näher. Sein Blick ist der Blick eines Aufrührers!

Der König vertauschte den Stift auch jetzt noch nicht mit dem Gewehre, in welchem zwanzig tödtliche Kugeln lauern. Das dräuend bezaubernde, in seiner Häßlichkeit schöne Thier

kniete hierauf abermals nieder, pflückte ein Dyctamnus-Blatt vom Boden, vor welchem jeder andere Wiederkäuer einen unüberwindlichen Abscheu hegt und verschwand, das Blatt zwischen den Lippen tragend, ruhigen, würdevollen Schrittes in das exotische Gebüsch, welches sich gegen den Auwinkel hin erstreckt.

Der König aber betrachtete zufriedenen Blickes die beendigte Skizze.

Das Bild macht nunmehr einen eigenthümlichen, überraschenden Eindruck.

Mit einem Male ist die Figur des seltsamen, fremdartigen Thieres der Hauptgegenstand geworden; der kühne Gegensatz, die nahe Wildniß und die ferne Metropole dienen nur mehr zur Staffage dieser Hauptfigur. Es ist eine neue Idee in dem Bilde — dieses Wüstenthier, ein siegreiches Gnu, hat noch keinem Pinsel zum Modell gedient.

Nun war es aber auch höchste Zeit, das Bild rasch an seiner früheren Stelle zu verbergen. Aus dem Juniperen-Gebüsche scholl bereits der Lärm der nahenden Jagd herüber. Wenn die hohen Herrschaften anlangen, muß das Gewehr wieder in's Etui geschlossen sein.

Sie kamen mit großem Getöse an. Sie waren stolz darauf, daß ihre Röcke über und über zerfetzt, ihre Gesichter von Dornen zerkratzt waren. Die klaffende Meute hatte sie der Spur nach insgesammt hieher geleitet.

Was gab's aber nun für Gesichter, starr vor Verwunderung, als sie den Rasen vom Kampfe aufgewühlt, am Boden die Blutspuren des Dingo, den Hund selbst an der Wurzel eines Schlehenbusches hingestreckt erblickten, — vom Gnu aber um und um nichts zu sehen war.

Der Kampf mußte doch hier, in der unmittelbaren Nähe des Königs stattgefunden haben — und Se. Majestät hatten das Gewehr nicht einmal aus dem Etui genommen —!

Den Erzherzog Heinrich Siegmund ließ die leidenschaftliche Erregung des Jägers seine Stellung als Unterthan so weit vergessen, daß er an den König die Frage richtete: „Aber warum haben denn Ew. Majestät das Wild nicht erlegt?"

— Weil keiner meines Stammes jemals auf Hausthiere Jagd gemacht hat, erwiderte Se. Majestät.

Dem Herrn verging das Hören und Sehen auf diese Antwort.

— Da haben wirs! flüsterte der Erzherzog dem Minister ins Ohr. In der nächsten Reichstagssession wird der Justizminister eine Gesetznovelle einbringen, durch welche das Gnu von den jagdbaren Thieren ausgenommen wird.

— Das Oberhaus wird sie schon ablehnen, erwiderte Se. Exzellenz.

Die erlauchten Schutzbefohlenen, Prätendenten und mediatisirten Fürsten blinzelten höhnisch nach dem Könige hin. Napoleon VI. murmelte geringschätzig: „Er hat keinen persönlichen Muth."

Die ganze Unterhaltung war verdorben.

Und nun sollte und mußte im Amtsblatte ein Bericht über die Erlebnisse des heutigen Sport gebracht werden. Wo aber in der ganzen Literatur einen Gelehrten finden, der im Stande wäre, diese Geschichte derart herauszuputzen, daß der König nicht kompromittirt werde? Man half sich dadurch, daß man den Bericht von einem Individuum des Preßbureaus verfassen ließ, dessen man sich schon längst gerne entledigt hätte; er fiel natürlich schlecht aus und Tag darauf jagte man den Verfasser fort, um dem König Satisfaktion zu geben.

Aber die Reporter der übrigen Blätter konnte man nicht fortjagen, und in ihren Berichten kamen Se. Majestät nicht eben am besten weg. Ein König, der auf ein Wild nicht schießt, welches ihm vor den Lauf kommt —! Da soll denn der Mensch im Stande sein, seine dynastischen Sympathien zu bewahren! — Es gab Witze die schwere Menge.

Aber über keinen wurde im Jockeyklub so viel gelacht, als über folgendes Calembourg des „Menteur": „Während die übrige Gesellschaft das Gnu verfolgte, suchte Se. Majestät die Harmonie Ihrer Seele in der Jagd nach einer Wildtaube."

(Harmonie heißt auf griechisch „Hermione", und die Wildtaube „Peleia".)

In der That hatten die ärgsten Widersacher des Königs diese „Entschuldigung" — als die plausibelste — erfunden.

Sechs Tage später hatte der König das Bild vollendet.

Der „Künstler" war mit seiner Schöpfung zufrieden. Welcher Künstler wäre nicht befriedigt von seinem Werke!

Nun war die Frage, was die Kritik dazu sagen werde?

Daß die Kritik nach ihrem bestimmten Tarife arbeitet, das weiß jeder Künstler. Die Lobeserhebung kostet so und so viel, so und so viel das rücksichtsvolle Schweigen. Der eine Kritiker berechnet seine Preise in Gold-, der andere in Silberwährung, einem Dritten thun's Banknoten auch. — Aber was wird die reine, die unbestechliche Kritik sagen, der der Autor nicht persönlich aufgewartet hat?

Es war eine äußerst schwierige Aufgabe, das Bild aus der königlichen Burg hinaus in die Außenwelt gelangen zu lassen. Das Gemälde war fünf Schuh breit und vier Schuh hoch; — das läßt sich nicht unbemerkt expediren.

Der König hatte in den Frühstunden daran gearbeitet, während welcher er sonst seine Spaziergänge zu machen pflegte, und war so vorsichtig gewesen, daß man nicht einmal den Geruch der Oelfarben an ihm hatte spüren können; sein Maleratelier hatte er niemals zu sperren vergessen.

Soviel wußte er für gewiß, daß unter den viertausend und achthundert Brodvertilgern, die seinen Hofstaat bildeten, auch nicht Einer sei, dem er ein Geheimniß anvertrauen könne, welches „nicht" zu verrathen schon an und für sich eine Majestätsbeleidigung wäre.

Oder ist's nicht so? Wenn er zu irgend einem seiner Höflinge sagen wollte: „Ich habe da ein Bild gemalt; trag's in die Kunstausstellung — ich will hören, was man dazu sagt" und würde sich einer finden, der ruchlos, der Jakobiner genug wäre, den König der Eventualität auszusetzen, daß ihm die Zeitungen geringschätzige Grobheiten ins Gesicht sagen? Wird es nicht vielmehr Jeder für seine Pflicht erachten, sämmtlichen Kunstkritikern im vorhinein einen heimlichen Wink zu geben: da sei ein Bild, mit welchem Jedweder derart umgehen möge, daß aus seinem Referate nicht etwa eine Majestätsbeleidigung werde?

Nachdem der König sein Gemälde vollendet hatte, ging er am nächsten Morgen wieder in den Burggarten hinab, um seinen Spaziergang zu machen. Er wußte sich in der beregten Sache nicht zu rathen. So gehts, wenn man dreihundertsechsundzwanzig wirkliche, geheime Räthe hat: gerade wenn man Rath braucht, ist er nicht zu haben!

Als er durch die Eingangsthüre des Gartens wieder in

die Burg zurückkehren wollte, vertrat ihm der Wachtposten den Weg.

„Parole!"

Der König betrachtete den Soldaten vom Kopf bis zu den Füßen. Ein hochgewachsener, schlanker, sehniger junger Mann. Die Uniform des Infanteriegemeinen jener Zeit: ein kaffeebrauner Frack, vorne in ungarischem Geschmacke verschnürt (dualistische Adjustirung), saß der kraftvollen Gestalt knapp und vortheilhaft; die Stirne verdeckte der schwarze Helm mit gelbem Messingkamm und dem weiß-roth-grünen zweiköpfigen Adler über dem Schirme. Der Posten stand mit gefälltem Bajonnete an der Thürschwelle.

— Kennen Sie mich nicht? fragte der König.

„Parole!" wiederholte der Posten, ohne eine Miene zu verändern.

Der König gab nunmehr die Parole.

Der Posten präsentirte hierauf und ließ ihn passiren.

Der König sah sich den Mann noch einmal genau an und ließ dann sofort durch seinen Flügeladjutanten dem betreffenden Regimentskommando die Ordre zugehen, den Mann, der heute Früh von fünf bis sieben Uhr am Eingangsthore des Burggartens Wache gestanden, sobald derselbe dienstfrei sein werde, zu ihm heraufzuschicken.

Der Befehl wurde schleunig vollzogen. Der König hatte Ordre gegeben, ihn sofort zu verständigen, wenn der Soldat käme, und ließ sein Frühstück stehen, als man ihm meldete, daß derselbe da sei.

Er entfernte Jedermann aus dem Empfangssaale, dann wurde der Gemeine vorgelassen.

Der König schritt ganz nahe zu dem Eintretenden hin und sah ihm lange scharf in's Gesicht.

Es war ein jugendliches, ernstes und sanftes Gesicht, von bräunlichem Teint, selbst an den Stellen kaum gefärbt, wo die Rosen der Jugend zu blühen pflegen; eine Nase, die ihm einen entschlossenen, kühnen Ausdruck verlieh; am Kinn ein entzweigetheilter, seidenweicher, schwarzer Bart; die Lippen von edlem Schnitte und schwellend, die Oberlippe aufgeworfen; die Augen groß, leuchtend, schwarz, unter starken, dichten Brauen.

— Nehmen Sie den Helm ab, sagte der König.

— Reglement . . . murmelte der Gemeine.

— Ich entbinde Sie desselben.

Der Soldat nahm die eherne Kopfbedeckung ab.

Der König wollte seine Stirne sehen. Die Stirne ist der Schild, auf dem die Geheimnisse des Charakters eines Menschen geschrieben stehen. Die Stirne weiß am meisten zu sagen.

Und diese Stirne ergänzte das Gesicht sehr treffend. Ein wahres Moseshaupt blickte dem Könige entgegen, mit dem dichten, an beiden Seiten herabfallenden Haare, mit der muskulösen, großen, breiten Stirne. Nur die Hörner von Strahlenglanz fehlten. Vielleicht kommen auch diese noch.

— Wie heißen Sie? fragte der König.

— David Tatrànyi.

— Sind Sie ein Jude?

— Nein. Ein Ungar aus dem Széklerlande.

— Deshalb können Sie doch Jude sein. Es gibt im Széklerlande Ungarn, die den Sabbath feiern, die Taufe nicht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, sondern im Namen des Gottes Abrahams, Isaks und Jakobs ertheilen, — Fasten und Arbeitsfeier nach jüdischer Weise halten, — das neue Jahr vom jüdischen Neujahrstage rechnen und ihre Namen ausschließlich aus dem alten Testamente wählen, — und deshalb von allen Konfessionen angefeindet werden. Sind Sie nicht Sabbathianer?

Der junge Mann wurde noch bleicher.

Seine Stimme war leise, tief, fast grollend: ein tönendes Geflüster.

— Wenn ich sagen würde: Ich bin es — so wäre ich es nimmer mehr, denn der Sabbathianer verräth kein Geheimniß.

— Aber ich bin Ihr höchster Richter, sprach der König strenge, vor dem Niemand ein Geheimniß haben darf.

— Wohl! erwiederte der Jüngling; aber zugleich auch mein kirchliches Oberhaupt, welches das Beichtgeheimniß nicht verrathen darf. Ich habe gebeichtet. Es ist so.

— Die Sabbathianer haben zwei hervorragende Tugenden, sprach der König: sie reden nur die Wahrheit und sie halten das Geheimniß heilig. — Als Sie sich mir in den Weg stellten, — wußten Sie, was Sie thaten?

— Ich wußte es was das Gesetz befiehlt.

— Und wenn ich Sie mit Gewalt angegriffen hätte, — hätten Sie auf mich geschossen?

— Jawohl.

— Und wenn Ihnen Ihr eigener Vater entgegengetreten wäre, den Eingang durch meine Thüre zu erzwingen, — hätten Sie auch auf ihn Feuer gegeben?

Der junge Mann seufzte tief auf:

— Jawohl.

— Den Sabbathianern verbietet ja aber ihre Religion, einen Menschen zu tödten.

— Wohl — aber das Gesetz des Staates gebietet selbst der Religion.

Der König sah dem Jüngling lange ins Gesicht. Er erkannte, daß unter dem verschnürten Kirseg (Kommißtuche) keine gewöhnliche Seele wohne.

— Sie haben recht gethan. Ich will Sie für Ihr Betragen auszeichnen. Hören Sie, was ich Ihnen für eine Auszeichnung zugedacht habe. Ich will Ihnen einen Auftrag geben, den Sie ausführen müssen, ohne daß Jemand erfahre, daß er von mir herrührt. Keiner meiner Hofleute, keiner meiner Diener darf auch nur eine Ahnung davon bekommen.

— Befehlen Ew. Majestät über mich.

— Der Auftrag ist schwierig. Sie sollen ein fünf Schuh langes und vier Schuh hohes Oelgemälde von hier aus der Burg hinaus und in die Landes-Kunstausstellung schaffen und dort ausstellen, ohne daß irgend Jemand erfahre, woher das Bild gekommen sei. Sie müssen es ferner seinem wahren Werthe nach verkaufen und den Erlös mir einhändigen, ohne daß der Käufer dahinter komme, in wessen Hand der Kaufpreis geflossen sei. Verstehen Sie mich?

Im Gesichte des gemeinen Soldaten schien ein eigenthümliches Leuchten aufzudämmern.

— Ich verstehe Alles.

Des Königs Antlitz begann sich zu röthen. Es war die Erregung des Künstlers.

— Wie wollen Sie die Sache angreifen?

— Ganz einfach. Ew. Majestät haben mir die Dimensionen des Bildes angegeben. Ew. Majestät selbst haben den

vaterländischen Künstlern die Vergünstigung gewährt, ihre Gemälde, die zum Verkaufe bestimmt sind, zuerst hierher zu bringen und in der Hofbildergallerie aufzustellen. Die Werke, welche keinen Anklang finden, werden den Malern zurückgestellt. Nächster Tage, wenn ich dienstfrei bin und bürgerliche Kleidung trage, werde ich ein Gemälde von gleicher Größe zur Ausstellung in der Hofgallerie präsentiren. Sobald Ew. Majestät allein sind, wollen Sie das Bild vom Rahmen ablösen, auf denselben das andere Gemälde befestigen und über dieses dann wieder mein werthloses Bild spannen, welches mir einige Tage später schön zur Verfügung gestellt wird, ohne daß — —

— Sehr gut, sehr gut! fiel der König ein. Er war dermaßen erfreut über diese Lösung, daß er völlig darauf vergaß, er habe einen der geringsten seiner Unterthanen, einen gemeinen Soldaten, vor sich. — Sie können gehen! sprach er zu ihm.

Sodann ertheilte er dem eintretenden Flügeladjutanten den Befehl: der soeben in Audienz empfangene Gemeine David Tatrányi, der heute Morgens am Posten den König angehalten und nicht eher habe passiren lassen, als bis der König die Parole abgegeben habe, sei für dieses korrekte Verhalten mittelst Tagesbefehls öffentlich vor der Front zu beloben.

Drei Tage später war das Gemälde des Königs in der Landes-Kunstausstelluug.

Und nun sprachen die Blätter eine Woche lang von nichts Anderem, als von diesem Bilde. Alle Welt war begeistert von demselben. Es war ein Ereigniß: eine Originalität, eine neue Schule. Viele fanden eine symbolisch-mystische Bedeutung desselben heraus. Die Genialität der Komposition wurde allgemein anerkannt. Insbesondere bekunde das in der Thierfigur zum Ausdruck gebrachte großartige Moment eine durchaus nicht alltägliche künstlerische Kraft. Die Technik betreffend wurde Eines und das Andere gerügt, aber von dem Totaleindrucke des Bildes war die Kritik insgesammt begeistert. Auf den Künstler wurde natürlich viel hin und her gerathen. Wer mag hinter diesem Pseudonym stecken? — „Basilius Polgár!" — Hätte man auf die griechische Bedeutung des Namens „Basilius" geachtet, so wäre man wohl dahinter gekommen. (*Βασιλευς* = der König; daher „Basil Bürger" = der königliche Bürger.)

Acht Tage hindurch verschlang der König förmlich die Journale, nicht anders — wie ein Künstler.

Zuletzt las er, das ausgestellte Werk sei angekauft worden und zwar zu dem Preise, welchen der Bevollmächtigte des Künstlers gefordert habe. Wer der Käufer, sei vorläufig noch ein Geheimniß.

Ah, wie begierig war da nicht der König, zu erfahren was man denn wohl für sein Werk gegeben habe? Was der König wohl werth sein möge, wenn keine Krone ihm vom Haupte schimmert, sondern blos — ein Kranz sich ihm um die Schläfe windet.

Der nächste Tag war ein Audienztag. Auf der Liste der Vorgemerkten fand der König auch David Tatrányi's Namen verzeichnet. Der junge Mann erschien in bürgerlicher Kleidung. Einem gemeinen Soldaten war es nicht gestattet, um Audienz anzusuchen; aber er durfte außer Dienst bürgerliche Kleidung tragen, und damit war ein Ausweg geboten, dem „Reglement" zu genügen.

— Ew. Majestät, ich habe das Bild verkauft und bringe das Honorar: sechshundert Árpádsd'or. — David überreichte dem Könige eine elfenbeinerne Kassette, durch deren mit durchbrochener Arbeit verzierten Deckel die Dukaten hervorblitzten.

Der König fühlte seine Stirn und sein Angesicht glühen, als er das Gold entgegennahm. Sechshundert Dukaten, die sein eigen Bildniß zeigen! Die Goldminen Ungarns trugen zu jener Zeit dem Könige jährlich dreitausend und vierhundert Pfund Goldes ein; die Bergwerke Siebenbürgens warfen dreitausend Mark gediegenen Goldes ab; die Goldproduktion Oesterreichts ergibt ihm zweiunddreißig Zentner; die Flüsse, die seine Lande durchziehen, die Donau, die Theiß, die Maros, die Aluta, die Aranyos, die Szamos führen alle Gold mit sich, und was daraus gewonnen wird, ist alles des Königs Gold.

Des Kaisers und Königs Zivilliste beträgt von beiden Reichshälften zusammen fünfzehn Millionen Gulden, und auf sieben Millionen beziffert sich die Rente von seinem Privatvermögen. Aber trotz alledem glühte das Gesicht des Königs, als er diese sechshundert Dukaten in seiner Hand fühlte, welche er als Ehrensold für ein selbstgeschaffenes Meisterwerk empfing, welche man ihm zahlte, ohne zu wissen, wem. Das war die

einzig wahre, reine Huldigung. Einer gewonnenen Schlacht würde er sich vielleicht nicht mehr gefreut haben.

— Hier ist auch der Gegenschein des Käufers, Majestät, sagte David und überreichte ein länglich zusammengefaltetes Schriftstück.

— Ich brauche ihn nicht, sprach der König.

— Ich halte es gleichwohl für nöthig, ihn zu übergeben, Majestät.

Der König nahm die Schrift und legte sie auf den Tisch zu den mancherlei Gesuchen, welche ihm an einem Audienztage zu Handen zu kommen pflegen. Diejenigen Schriftstücke, welche Se. Majestät durch Einbiegen des Randes bezeichnet, werden ausgesondert und einer Erledigung zugeführt; was er nicht bezeichnet, wandert in den Papierkorb. Den Gegenschein bezeichnete er nicht.

Der König blickte David, der vor ihm stand, scharf in's Auge.

— Sind Sie dessen gewiß, daß Niemand darum weiß, woher das verkaufte Gemälde stammt?

— Es kann Niemand darum wissen; Ew. Majestät werden in kürzester Zeit die untrüglichsten Beweise empfangen, daß der Käufer auch nicht eine Ahnung davon hatte.

Es leuchtete dem Könige ein, daß dieser Mann irgendwie belohnt werden sollte. Fragt sich nur: in welcher Weise? Mit Geld? — Wenn er nun aber nach Höherem Verlangen trüge —? Es wohnt ein stolzer Soldatengeist in dem jungen Menschen — vielleicht strebt er nach Avancement, nach dem goldenen Portepée? Möge er sich selber äußern.

— Ich möchte Sie für Ihr getreuliches Vorgehen gerne belohnen. Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich durch meine königliche Gnade verwirklichen könne? —

— Ja, Ew. Majestät. Ich wünschte, Ew. Majestät nicht fürder mehr in der Armee dienen zu müssen.

— Wie? Sie wünschen vom Militärdienste loszukommen? Das ist Ihr Wunsch? Sie sind ein richtiger Sabbathianer — die verabscheuen jede Waffe —

— Und thun Recht daran, Majestät; Menschen tödten, heißt sich auflehnen gegen Gott; der Militärdienst ist Knechtschaft; die Kriege sind der Ruin der Länder. Und doch — ich

will gerne mein Blut vergießen, für mich oder für einen Andern, — selbst gegen meine religiöse Ueberzeugung, wenn es sein muß, — ich will meine Seligkeit selbst verloren geben, um mein Vaterland zu erhalten. Im Kriegsfalle werde ich zur Stelle sein unter den Fahnen Ew. Majestät; für jetzt aber möchte ich befreit sein — von der Uniform.

— Und haben Sie irgend einen Rechtstitel, der für diesen Wunsch spricht?

— Ja, Ew. Majestät. Ich bin der einzige Sohn meines Vaters. Unser Gewerbe, eine wohlaccreditirte Glashütte im Széklerlande, ist ohne Leitung und muß zu Grunde gehen. Mein Vater — ist im Irrenhause im Leopoldifelde.

— Da sind Sie ja aber vollkommen berechtigt im behördlichen Wege die Befreiung vom Militärdienste anzusprechen. Haben Sie denn das nicht gethan?

— Das konnte ich nicht, Majestät. Die Civilbehörde behauptete, mein Vater sei verrückt, man müsse ihn einsperren und mich entlassen; die Militärbehörde wieder behauptete, mein Vater sei nicht geisteskrank; ihn müsse man freilassen und mich assentiren. Das Facit ist, daß wir nun Beide daran glauben müssen: ich stehe in Reih und Glied, mein Vater sitzt im Irrenhause.

— Da steht ja aber die Entscheidung doch immer nur bei Ihnen. Sie erklären, Ihr Vater sei allerdings geisteskrank, und müssen auf Grund dieser Erklärung entlassen werden.

— Ich will aber nicht erklären, mein Vater sei geisteskrank, denn — er ist es nicht.

— Dann erklären Sie, Sie wollen weiter dienen, und man wird Ihren Vater aus dem Irrenhause entlassen müssen.

— Das kann ich wieder nicht, denn mein Vater ist dort gut aufgehoben. Man behandelt ihn gut, und er selbst befindet sich wohl daselbst.

— Nun, das begreife ein Anderer!

— Ew. Majestät haben doch wohl von der „Heiligen Dreifaltigkeit" gehört?

Der König prallte zurück, aber schon im nächsten Augenblicke erwiederte er lächelnd:

— Ach ja! Es ist ja vom Irrenhause im Leopoldifeld die Rede! Es sind, wie ich höre, daselbst drei Narren, von

denen der Eine sich für Gott den Vater, der Andere für Gott den Sohn hält, und zu denen dann noch ein „Heiliger Geist" hinzugekommen ist. Die drei sollen immer bei einander stecken. Ich möchte nur wissen, wozu dieser unpassende Spaß von Seiten der Institutsverwaltung soll?

— Es ist das kein Spaß, Majestät. Diese Männer haben alle drei über der Verfolgung einer großen Idee von unendlicher Tragweite ihren Verstand eingebüßt. Alle drei waren gescheidte, gelehrte Männer die sich mit der Lösung des Problems befaßten: in der Luft zu fliegen. Zu jener Zeit sind viele Menschen über dieser Idee verrückt geworden. Und die Sehnsucht ist nur natürlich. Die Kriegswissenschaft ist bis zu einem Grade entwickelt, daß im nächsten Kriege, der ausbricht, nothwendiger Weise eine Hälfte der Menschheit die andere vernichten muß. Wir leben in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, und der Glaube, daß mit Erfüllung des zweiten Jahrtausends die Zeit kommen müsse, welche den ewigen „Gottesfrieden", die ewige „treuga Dei" bringt, beginnt die ganze Welt zu durchdringen.

— Also Sie glauben an das Millennium? Sie halten den Chiliasmus für möglich — den Gottesfrieden im zweitausendsten Jahre der Welt?

— Wenn die Menschen ihn wollen, und Gott hilft, — so ist er möglich.

— Fahren Sie fort. Die drei Narren also . . .

— Dem Einen kostete die Frage der Lenkbarkeit des Luftballons den Verstand. Er wollte durch dieses System die Kriegführung in der Luft ermöglichen. Als aber seine Bestrebungen an den ewigen Gesetzen der Aërostatik auf unbezwingliche Hindernisse stießen, ward aus dem Gelehrten ein Narr, der in der fixen Idee lebt, er sei Gott der Vater, und schleudere statt der Blitze Bomben und Shrapnels auf die Erde nieder. — Der Zweite brach mit der Theorie der Aërostatik, nahm nicht mehr das Wasserstoffgas zum Motor, sondern gründete sein Flugsystem ganz und gar auf die Gesetze der Mechanik. Er brachte insbesondere die Calori-Maschine in Verbindung mit der „Schraube ohne Ende" in Anwendung. Er kam auch wirklich so weit, daß er mit Hilfe dieses Apparates in schräger Richtung ziemlich steil aufsteigen konnte. Allein die Maschine

war nicht lenkbar, — er fiel mit ihr herunter — zum Glück in den Plattensee; man fischte ihn heraus, als er aber wieder zu sich kam, war er verrückt und nun bildet er sich ein, er sei Gott der Sohn, der schon einmal lebendigen Leibes gen Himmel aufgefahren ist; ein starkes Argument hiefür geben ihm seine beiden Handflächen ab, die er sich durchstach, als er sich an das zerbrochene Gestänge seiner Flugmaschine anklammerte. Der dritte ist mein Vater, den man, in Folge einer naheliegenden Ideenassoziation den heiligen Geist nennt, und das nicht ganz ohne Veranlassung, denn er selbst hat oftmals geäußert, er sei der in der Apokalypse Johannis geweissagte „Paraklet“, der da kommen werde, die Welt von all' ihrem Jammer zu erlösen. Er hat gleichfalls eine Flugmaschine erfunden, deren Theorie auf der Elektrizität beruht; das Ganze ist aus Glas und Messing. Das erste Mal als er sich damit öffentlich produziren wollte, ließ ihn der Apparat im Stich; der ganze Versuch machte unter dem Hohngelächter des Publikums Fiasko. Aber er ließ es nicht dabei bewenden. Er nahm Veränderungen an den Kondensatoren vor. Beim zweiten öffentlichen Versuche setzte sich die Maschine, die damals eine ovale Gestalt hatte, auch wirklich mit ihm in Bewegung, — allein nicht aufwärts, wie er berechnet hatte, sondern ganz nach ihrem eigenen Kopfe, mitten unter das Publikum hinein; dabei sprühte sie klafterlange elektrische Funken um sich her und erschreckte die Leute zu Tode. Nunmehr gerieth das Volk in Wuth gegen meinen Vater, mißhandelte ihn, zerstörte seine Maschine und er mußte obendrein noch einigen von den elektrischen Schlägen getroffenen Zuschauern Entschädigungen zahlen. Und gleichwohl gab er seine Idee noch immer nicht auf. Er konstruirte den elektrischen Apparat neuerdings nach einem anderen Plane. Er nahm sich nunmehr ganz und gar den Bau des Vogelkörpers zum Vorbilde und brachte gläserne Flügel mit Ueberzügen von Kupfer an. Und diesmal arbeitete die Maschine wunderbar, ja sie leistete — leider — mehr, als er selbst beabsichtigt hatte. Mittelst der elektrischen Kraft erhob sich der Apparat in die Lüfte; er war auch lenkbar; aber es war ein neuer Faktor außer Acht gelassen und die Maschine entfaltete in Folge dessen eine so ungeheuere Kraft, daß die Flügel die Bewegung nicht aushielten; sie zerbrachen

und mein Vater stürzte sammt der Maschine aus einer Höhe von 600 Fuß herab, mitten in einen Wald hinein; er brach einen Arm und einen Fuß, fiel sich ein Auge aus und kam überhaupt nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Nunmehr ließ ihn die Verwandtschaft in's Irrenhaus sperren und mich stellte man unter Kuratel. So sitzen denn nun diese drei Märtyrer der Wissenschaft im Irrenhause am Leopoldifelde, und da sie ihre Rollen selbst gewählt haben und den ganzen Tag mit einander über die tiefsten wissenschaftlichen Probleme disputiren, nennt sie der Volkswitz die heilige Dreifaltigkeit. Und sie bleiben unheilbar, bei all' ihrer Gelehrsamkeit. Der Vater leidet an Anfällen von Anastasomanie, von Tobsucht; jedesmal zur Zeit des Vollmondes ist man genöthigt, ihm die Zwangsjacke anzulegen. Der Sohn brachte die Sitophobie, die Speisenscheu mit sich; dreimal des Tages muß ihm durch eine Zahnlücke hindurch mittelst einer Kautschukröhre mit Gewalt Speise beigebracht werden. Der Dritte verhält sich wohl ruhig, macht aber kein Geheimniß daraus, daß er, sobald man ihn nur erst freilasse, sofort seine Flugmaschine neuerdings konstruiren und abermals mit derselben aufsteigen wolle. — Ich bitte um Verzeihung, daß ich Ew. Majestät mit diesen Dingen gelangweilt habe, aber Ew. Majestät haben mir befohlen, zu begründen, warum ich meinen Vater nicht für verrückt erkläre? Weil er es nicht ist; und wenn er es nicht ist, warum ich nicht seine Freilassung fordere? — weil das sein Tod wäre.

— Wie lange haben Sie noch zu dienen? fragte der König.

Vor dieser Frage war David längst bange gewesen. Aber endlich antworten mußte er.

— Sechs Wochen . . . .

— Wie? Sechs Wochen? Und wenn finsterer Kerker, schwere Ketten, Hunger und Tortur zu ertragen wären, so würde sechs Wochen halber ein Mann nicht einmal einen Seufzer verlieren, sondern würde sich sagen: über ein Kleines noch, und dann ist's zu Ende! Und Sie wollen sechs Wochen eines ehrenhaften Dienstes, den Ihnen das Landesgesetz auferlegt hat, der nicht der frühere peinliche „Kamaschendienst“, sondern eine mit dem bürgerlichen Berufe vereinbarte, mannhafte Beschäftigung ist, — von einem solchen Dienste wollen

Sie als besondere Gnade, mittelst königlichen Machtwortes sechs Wochen nachgesehen haben?!

— Diese sechs Wochen wiegen für mich ein Leben auf! seufzte David.

— Wie? So haben Sie mir nicht Alles gesagt. Sie haben von einem Gewerbe gesprochen, von einer Glashütte, welche ohne Ihnen und ohne Ihren Vater zu Grunde gehe; aber Sie haben einen anderen Beweggrund, sich mit dieser Bitte an mich zu wenden. Welchen?

— Majestät, es ist schwer, das dem Könige, — schwer, es einem Manne einzugestehen.

— Sie wollen sich vielleicht verheirathen, und es ist „Gefahr im Verzuge" —? Nun, hab ich's errathen? Sie sollen eine „Lizenz" haben. Wird das genügen?

— Nein, Ew. Majestät.

— Ja aber was ist's denn also?

— Ew. Majestät haben mir befohlen, es zu sagen. Das Mädchen, das mir verlobt ist, haben ihre Verwandten, arme und — schlechte Menschen, einschreiben lassen in die — „Sabina."

Auf dieses eine Wort schoß plötzlich die helle Gluth im Gesichte des Königs empor und sein Auge leuchtete von verderbenkündendem, unheimlichen Feuer. Das war ein König, den man in's Antliß geschlagen hat! Ein König, den man daran erinnert hat, daß er nur ein Schatten dessen sei, was er genannt wird, — ein König, dem die Schmach seines Landes ungetheilt das Herz empört; eine Schmach, die zu tilgen er gleichwohl nicht vermag.

David stand in ehrerbietiger Ruhe vor ihm und bebte nicht vor der Flammenröthe, welche sein Wort im Antlitze des Herrschers auflodern gemacht hatte.

— Ist das Mädchen hier? fragte der König.

— Noch ist sie in der Hauptstadt.

— Was wollen Sie thun?

— Wenn ich nicht mehr Soldat bin, dann weiß ich, was ich thue: ich schaffe mir selbst Recht, *ohne das Gesetz anzurufen*; in derselben Weise, in welcher die Bewohner der Urwälder ihre Angehörigen zu vertheidigen wissen; in der Weise, wie allenthalben in der Welt sich des Weibes annimmt,

wer ein Mann ist. Im Militärverbande aber bin ich ein Knecht, ein Sklave. Eine Fessel liegt um meinen Arm, und was im Bürgerkleide eine ritterliche That wäre, ist in der Uniform des gemeinen Soldaten ein Verbrechen. Und die Zeit, die ich in dieser Uniform noch zu tragen habe, dünkt mir eine Ewigkeit! In sechs Wochen wird meine Verlobte nicht mehr in diesem Lande, für mich nicht mehr auf der Welt sein.

Der König blickte starr vor sich hin und versank in tiefes Sinnen. Nach und nach gewann er den gewohnten ruhig ernsten Gesichtsausdruck wieder, nur die Röthe wollte trotzdem noch immer nicht weichen.

— Hören Sie mich an. Zügeln Sie Ihre Gefühle als ein Mann. Sein Theil hat Jeder zu tragen; wenn das Alles mit Gewalt geschlichtet werden wollte, müßten sich die Leute an allen Straßenecken balgen. Thun Sie keinen übereilten Schritt. Wenn Ihre Braut bei dieser Gesellschaft eingeschrieben ist, so ist das rein nur eine Geldfrage. Das will nur Geld; für guten Gewinnst löscht man sie Ihnen und gibt sie frei. Nehmen Sie die Summe, die Sie mir da gebracht; zahlen Sie die Leute damit aus. Was übrig bleibt, soll Ihrer Braut zur Mitgift sein.

Und Árpád II. hielt dem gemeinen Soldaten das Geld hin, welches er durch seiner Hände Werk verdient hatte.

David's Augen brannten.

— Majestät, stammelte er tief ergriffen, — Majestät, ich besitze nichts in diesem Augenblicke; ich bin auch selber nur ein Nichts. — Aber was ich bin, und was ich jemals werden möge, das sei Ew. Majestät geweiht für und für! Ich sage es. (Die Sabbathianer kennen keinen heiligeren Eid, als „Ich sage es!")

— Noch ein Wort. Was wollen Sie beginnen, sobald Ihre Verlobte in Ihren Händen ist? Ich kann Sie vom Militärdienste nicht befreien. Es stünde zwar in meiner königlichen Macht, aber ich bediene mich derselben nicht, denn wenn dem Einen die Entlassung eine Gnade ist, so ist allen Uebrigen der Dienst eine Strafe. Doch kann ich Ihnen in anderer Weise behüflich sein. Wollen Sie sich sofort verheirathen?

— Nein, Ew. Majestät. Es harrt meiner eine große

Aufgabe; so lange ich diese nicht gelöst habe, kann ich an meine Heirath nicht denken. Es ist eine technische Aufgabe.

— Und kennen Sie einen sicheren Ort, an welchem Sie Ihre Verlobte bis dahin in gute Hut bringen könnten? Ihre Verwandten sind, wie Sie sagen, schlechte Menschen. — Haben Sie eine solche Zufluchtsstätte?

— Ja, Ew. Majestät. Das „Asyl der Parabolanerinen."

Der König stampfte in höchster Erregung mit dem Fuße.

— Unglücklicher! Wissen Sie, was für ein Ort das ist?

— Ich weiß es, Ew. Majestät. Die Parabolanerinen sind ein Verein von Frauen, freiwillig zu dem Zwecke zusammengetreten, die Opfer der im Lande wüthenden Seuche zu pflegen. Vorsteherin ist die Großfürstin Hermione Peleia, die das nach dem Muster der Alhambra erbaute Palais am Széchenyberge für die Pestkranken eingerichtet hat. Dahin werde ich meine Verlobte bringen.

Árpad's II. Brust wogte stürmisch auf und nieder; nunmehr brannte auch sein Auge. Schmerzerfüllt blickten die beiden Jünglinge einander an, bis in beider Augen Thränen traten.

Es gab also Etwas, was der König und der gemeine Soldat gemein hatten mit einander: die Thräne.

Vor alten Zeiten gab es Zauberer, die aus einem Spiegel, aus einem Tropfen Wasser weissagen konnte. Auch aus dem Spiegel dieser zweifachen Thräne, aus diesen zwei Tropfen Wassers ließe sich vielleicht eine Weissagung herauslesen.

— Es ist gut, sagte der König und dachte dabei: „Wenn die Meine dort ist, mag die Deine auch dort sein." — Warten Sie noch einen Augenblick.

Damit trat er an den Tisch, schrieb einige Zeilen auf ein leeres Blatt, that dieses in ein Couvert und versiegelte dasselbe.

— Verwahren Sie diesen Brief wohl und dann gehen Sie an Ihr Werk. Nehmen Sie sich in Acht vor jeglicher Uebereilung. Indessen — manchmal passirt dem Menschen ein Unglück, wenn er auch noch so sehr auf seiner Hut ist. Sollte Ihnen ohne Ihre Schuld etwas Aehnliches widerfahren, dann übergeben Sie dieses Schreiben Demjenigen, der Sie der Erste zur Verantwortung ziehen wird, was nicht ausbleiben kann. Wenn Sie keine Anstände haben, so bewahren Sie es auf

und entsiegeln sie es erst, wenn Sie dereinst ein Greis geworden und auch vom Reserveverbande schon befreit sind. Das Schreiben enthält keine Gnade; blos einen Akt meiner königlichen Berechtigung.

Damit entließ er ihn mit einem Winke der Hand.

Hierauf zog noch die gewohnte Völkerwanderung überlästiger Bittsteller an dem Könige vorüber.

Als dann ein Ende war — nicht der Reihe der Ueberlästigen, denn diese ist wie eine Archimedische Schraube, sondern der für die Audienz bestimmten Zeit —, begab sich der König in seine Gemächer zurück. Es ließen sich der Obersthofmeister und der Direktor des Hofmuseums melden und baten, Se. Majestät möge das neueste Meisterwerk zu besichtigen geruhen, welches für die Hof-Gemäldegallerie erworben und soeben von der Kunstausstellung herübergebracht worden sei.

Dem Könige schwante Böses.

Er ließ sich in die Bildergallerie hinübergeleiten, wo er das neu angekaufte Gemälde auf einem dreibeinigen Gestelle aufgestellt fand.

Seine Ahnung war richtig gewesen: es war sein eigenes Meisterwerk.

Die gewisse mittlere Falte auf der Stirne des Königs zog sich auffällig zusammen.

Den beiden Herren entging der ominöse Ausdruck in dem Allerhöchsten Antlitze keineswegs; sie erklärten sich denselben dahin, daß Se. Majestät gewiß einmal ein recht strenger Kunstkritiker sein wolle, und die ausgezeichneten Vorzüge dieses meisterhaften Bildes im ersten Augenblicke nicht zu fassen vermöge, — und beeilten sich, seiner schwachen Fassungsgabe in homagiler Ehrerbietung zu Hülfe zu kommen. Der Direktor des Museums erläuterte Sr. Majestät, wie dieses Werk nicht bloß als Landschaft ein ganz neues, überraschendes Genre repräsentire, sondern insbesondere als ausgezeichnetes Thierstück Alles übertreffe, was Troyon, Verboekhoven, Rosa Bonheur und Shelfhont in dieser Gattung jemals geschaffen haben; der Obersthofmeister aber versicherte Sr. Majestät, daß dieses Bild in der That unter Laien wie unter Kunstkennern allgemein Sensation gemacht, und auch das Aus-

land allarmirt habe: namentlich im Jokeyklub sei man entzückt von der superben, kühnen, ausdrucksvollen Figur des Gnu; er halte es für einen ganz besonders glücklichen Fang, daß er das Gemälde den von Berlin herabeilenden Kunstfreunden für das königliche Museum gleichsam vor der Nase wegzufischen vermocht habe, bevor sie noch den Preis beträchtlich in die Höhe zu treiben in Stande waren. Es sei noch geglückt, es für eine Bagatelle zu acquiriren: für zweitausend Árpáds'dor.

Auf diese Ziffer ließ der König unwillkürlich jenen gewissen Ton hören, welcher entsteht, wenn Jemand an den eigenen Zähnen saugt und welcher in allen Idiomen der Welt ungefähr soviel bedeutet, als: „Das ist ein Wenig stark!"

Die Herren beeilten sich, in aller Unterthänigkeit zu bemerken: es sei das nachgerade gar kein Geld für dieses Meisterwerk; das Bild sei ein unbezahlbarer Schatz, eine wahre Zierde des Hofmuseums, ein Triumph der Malerei!

Der König sah mit wohlbegründetem Mißtrauen bald den Einen, bald den Andern an. Aber als schließlich der Obersthofmeister das Thema anschlug: es sei des Königs würdig, die vaterländische Kunst zu fördern und wenn irgendwo, so sei die allerhöchste Protektion bei dem pseudonymen Autor dieses Gemäldes wohl angebracht, denn derselbe sei, wie man nachträglich erfahren habe, ein mittelloser junger Mensch, der von seinem Erwerbe seine arme, alte Mutter erhalte und eine ausländische Akademie zu besuchen gedenke, — da konnte sich Se. Majestät nicht mehr enthalten, hell laut aufzulachen und dem Bilde wie den beiden Herren plötzlich den Rücken kehrend, alle drei stehen zu lassen.

Betroffen sahen die beiden Hofchargen einander an. Was war das —?

— Er hat kein Verständniß für die Kunst, knurrte der Direktor des Museums bitter.

— Er hat kein Herz, flüsterte der Obersthofmeiste heimlich.

— Er ist zu engherzig, die Kunst zu begreifen.

— Und zu knauserig, sie zu protegiren.

Der König ging raschen Schrittes in seine Kabinetskanzlei zurück, wo eben die Gesuche sortirt wurden, deren sich an Audienztagen immer ganze Massen auf dem Tisch zu

häufen pflegen. Er ließ sich das Schriftstück heraussuchen, welches ihm David übergeben hatte.

Er that einen Blick in dasselbe. Der Gegenschein lautete richtig auf sechshundert Árpádsd'or und die Unterschrift war des Obersthofmeisters eigene Hand.

Dem Könige fiel eine Last vom Herzen.

Er war nicht getäuscht worden — das heißt, von dem gemeinen Soldaten nicht; der hatte sein Wort gehalten, das Geheimniß nicht verrathen. Denn wenn man auch nur eine Ahnung gehabt hätte, daß der König der Maler dieses Bildes sei und daß demnach der Kaufpreis in seine Hände fließen werde, so würde man sich wohl gehütet haben, jetzt seiner Privatchatouille mehr als das Dreifache in Rechnung zu stellen.

Der König war sehr erfreut.

„So bin ich denn also doch etwas werth! Sechshundert Dukaten für mein Werk — und einen Tag später zahlt der König dem ersten Käufer schon mehr als das Dreifache dafür. Aber weiter betreiben mag ich das Geschäft denn doch nicht!

Die „Sabina.“

Die Sabina war im Jahre 1952 eine vielgenannte Aktiengesellschaft für „Heirathsvermittlung.“

Daher der Name.

Ein derartiges Institut ist ein dringendes Bedürfniß der Zeit. In dem Maße, als sich die Bevölkerung der großen Städte vermehrt, mehren sich auch die Schwierigkeiten, ein dauerndes Verhältniß zwischen Mann und Weib zu schließen. Draußen am Dorfe hat es keine Noth, Bekanntschaft zu machen. Der Bursche vermag mit Leichtigkeit alle guten und bösen Eigenschaften des Mädchens inne zu werden, und umgekehrt; Jeder kann sich über die Vermögensverhältnisse des Anderen orientiren; alle Welt hat die Zeit, verliebt zu sein; man weiß, bei wem sich Rathes zu erholen. — Aber in einem Quodlibet von anderthalb bis drei Millionen menschlicher Gesichter, wie es die Großstädte des zwanzigsten Jahrhunderts sind! Wie um's Himmels Willen soll da so ein Adam die Rippe herausfinden, die zu ihm taugt?! Die Menschen wohnen in großen Häusern, Bekannte zu halben Meilen weit von ein=

ander entfernt; die Nachbarn kennen sich gegenseitig nicht einmal dem Namen nach, und sind sie in dem einen Vierteljahre ja so weit gekommen, daß sie anfangen, einander kennen zu lernen, so übersiedelt schon im nächsten Quartale wieder der eine oder der andere Theil und dann sehen und hören sie weiter nichts mehr von einander. Vertrauen hat vollends Keiner zu dem Andern; alle Welt geht geputzt, zwei Drittheile von Allen sind aber sicher den Putz noch schuldig. Insbesondere was hübsche junge Damen betrifft, ist die optische Täuschung eine enorme. Wer kann wissen, ob es eine Fürstin oder eine Ballettänzerin war, deren Equipage man soeben bewundert hat; oder ob das herzige Kind, welches dort im Kattunkleidchen gesenkten Blickes über die Straße huscht, sich so bescheiden trägt, weil ihre Tugend allzu theuer, oder weil sie allzu — wohlfeil ist? Und endlich und schließlich: wer hat Zeit dazu, selbst wenn er wollte, sich auf der Straße, am Ball, im Theater eine passende Lebensgefährtin zu suchen? Man hat doch sein Amt, sein Geschäft, seinen Erwerb; man hat zu laufen und zu rennen, zu sitzen, zu schreiben und zu rechnen, sich zu balgen und zu plagen den ganzen lieben Tag; man speist im Fluge und liebt im Fluge, man sputet sich, seine Zeche zu bezahlen und eilt wieder an seine Geschäfte.

In rechtzeitiger Erkenntniß dieser Schwierigkeiten hatte sich also in der Hauptstadt (zu jener Zeit bezeichnete man die vereinigten Städte blos mit dem Kolletivnamen „die Hauptstadt," wie der alte Römer seine Heimat kurzweg „Urbs" — die „Stadt" par excellence — nannte) jene menschenfreundliche Aktiengesellschaft gebildet und hatte sich die Aufgabe gestellt, das Interesse der Männer, welche Gattinen suchen, und der Damen, die einen Mann nicht verschmähen würden, gegenseitig auszugleichen: so eine Art Claringhouse für Herzen.

Statutenmäßig erstreckte sich die Geschäftsthätigkeit der Gesellschaft:

1. Auf das Zustandebringen von Verbindungen zwischen heirathslustigen Männern und Damen, je nach den billigen und berechtigten Ansprüchen beider Theile.

2. Auf rasche Behebung von Ehehindernissen und möglichst beschleunigte Durchführung von Scheidungsprozessen.

3. Auf die Heranbildung guter Ehehälften, insbesondere

in Fällen, wo z. B. Jemand ein Mädchen von vernachlässigter Erziehung heirathen möchte, dessen Mittellosigkeit demselben aber nicht gestattet, sich jene höhere Bildung anzueignen, welche der Zukünftige für die Ehe fordert. Das Mädchen-Bildungsinstitut ist bereit, die junge Dame zu übernehmen und liefert in kürzester Zeit dem Bräutigam eine so feingebildete, in allen Kenntnissen und Wissenschaften bewanderte Braut, wie er sich sie — eben bestellt hat.

Für Alles das bezieht die Anstalt gewisse Gebühren, vorläufige, laufende und eventuelle, je nach den Tariftabellen A, B, C, D, E und F.

Man sieht — die „Sabina" verfolgt höchst achtbare Ziele.

Sie war im Jahre 1947 mit einem nominellen Stammkapitale von fünf Millionen Gulden ins Leben getreten, von welchem anderthalb Millionen eingezahlt wurden. Hievon gingen hundertfünfzigtausend Gulden für Gründungskosten auf; ferner dreimalhunderttausend Gulden zum Ankaufe eines eigenen Gebäudes, hundertfünfzigtausend Gulden für Einrichtung und Etablirung, endlich fünfzigtausend Gulden für Drucksorten.

Im ersten Jahre war das Nettoeinkommen natürlich gering; es reichte knapp für die Kosten der Leitung und Vertretung. In Folge dessen konnten in diesem Jahre den Aktionären nur zwölf Procent Dividenden gezahlt werden — vom Kapitale natürlich.

Im zweiten Jahre nahm der Verkehr bereits großartige Dimensionen an. Die Heirathslustigen strömten schaarenweise in die „Sabina," wie in ein anderes Eldorado; es wurden Verträge geschlossen und Heirathen gestiftet in allarmirender Menge; man war genöthigt, für die Mädchenbildungsanstalt, welche die Sabina-Bräute kaum mehr zu fassen vermochte, ein eigenes Haus zu miethen. In diesem Jahre vertheilte die Sabina eine Dividende von dreißig Perzent.

Im dritten Jahre stellte sich dann der Rückschlag ein. Es gab Unzufriedenheit in den von der Sabina gestifteten Ehen; hie und da macht Einer die Bemerkung, daß er eine wurmstichige Nuß gekauft habe, — nur daß er es erst inne wurde, nachdem er sie schon geknackt hatte. Die Blätter, welche das Institut gleich bei seinem Entstehen für baare Münze bis in den Himmel erhoben hatten, waren nunmehr voll mit

Berichten über ärgerliche Fälle aller Art. Um ihren Ruf zu bewahren, sah sich die Sabina genöthigt, unzähligen schimpfenden und schreienden und schreienden Ehegatten und Gattinen mit schwerem Gelde den Mund zu stopfen: man warf ihr Prozesse an den Hals, die sie verlor. Unzählige ausgebildete Sabinerinen blieben dem Institute am Lager — die Herren Heirathskandidaten hatten sich nach der ersten Ratenzahlung bestens empfohlen. Gleichwohl zahlte die Sabina auch in diesem Jahre fünfundzwanzig Perzent Dividende. Woher? Darüber schweigt die Geschichte.

Im vierten Jahre kam es endlich zum Brodbrechen. Das Direktorium trat zurück, die Geschäftsführer brannten durch. Die turbulente Generalversammlung wählte eine neue Direktion, bestallte neue Beamte, die öffentlichen Blätter brachten skandalöse Enthüllungen über die ganze Geschäftsgebahrung und im Parlamente wurde eine Interpellation an den Handelsminister gerichtet: ob derselbe die Absicht habe — und wenn er sie habe, warum er sie nicht lieber n i c h t habe? — in Sachen der gefährlichen Wirrnisse der Sabina einzuschreiten?

Da plötzlich kam der Sabina unerwartete Hilfe.

Ein neues Konsortium.

Die Firma „Mazrur u. Komp."

Was es mit diesem Mazrur eigentlich für eine Bewandtniß habe, das ist schwer zu sagen. Er war aus Rußland gekommen, hatte aber vordem in Konstantinopel gelebt, hatte sich auch viel in Georgien aufgehalten und war in Tunis geboren; er spricht viele Sprachen und hat viel Geld. In Folge dessen hält es schwer, dahinter zu kommen, wer oder was er eigentlich ist?

Wer seine „Kompagnons" sind, wäre eher zu erfahren: aber das „läßt" sich wieder nicht sagen.

Genug an dem, — Mazrur u. Komp. übernahmen die Leitung der Sabina, und zwar derart, daß sie die noch fehlende Quote des Stammkapitals im Betrage von drei Millionen fünfmalhunderttausend Gulden einzahlten und den ursprünglichen Aktionären nach dieser Proportion ganze Aktien erfolgten. In der Weise wurde die Sabina zu sieben Zehntheilen Eigenthum der Firma Mazrur u. Komp.

Im nächstfolgenden Jahre zahlte die Sabina ihren Aktionären hundert Perzent Dividende!

Und das effektive Dividende; bei ordnungsmäßiger, regelrechter Revision der Rechnungen, ohne jede Fiktion in der Bilanz hundert Perzent!

Und im darauffolgenden Jahre wieder hundert Dividende vom Hundert der Einlage. Die Aktien der Sabina standen auf zehntausend, und die Generalversammlung beschloß die Emission von fünftausend „Jungen.“ In der Coulisse bot man sechstausend Gulden für das Vorkaufsrecht.

Woher nun dieser fabelhafte Erfolg?

Das soll uns sofort klar werden; nur müssen wir zuvor noch eine internationale Frage erörtern; es ist das zur näheren Beleuchtung aller Umstände unerläßlich.

In den letztverflossenen Jahren war auf einem ad hoc zusammengetretenen europäischen Kongresse für den ganzen Kontinent (England hatte nicht zugestimmt) das Epigamie-Gesetz vereinbart worden.

Das will sagen : die Unterthanen eines Staates können sich mit den Bewohnern eines anderen nach den eherechtlichen Gepflogenheiten des einen oder des anderen Staates verheirathen, und jeder europäische Staat respektirt und anerkennt die diesbezüglichen Bestimmungen und Normen aller übrigen. Diese Abmachung war der Besitzverhältnisse wegen nöthig geworden.

In Frankreich und in Italien hatte die Civilehe gesetzliche Geltung, die kirchliche nicht; in Spanien wieder nur die kirchliche, und die bürgerliche nicht. In Deutschland nur die Civilehe gestattet, aber nur für Confessionslose. In Oesterreich und Ungarn war blos die fakultative Civilehe anerkannt. In Rumänien endlich galt das „Matrimonium conscientiae“ — die Gewissensehe — bei welcher selbst die Intervention der Behörde als Requisit der rechtsbeständigen Verbindung beider Ehegatten wegfällt. Dazu kamen dann noch die je nach den verschiedenen Staaten immer wieder verschiedenen Gesetze über die Hindernisse, die Ungiltigkeit und die Auflösung der Ehe, sämmtlich ebensoviele Fallen in den aus den Besitzverhältnissen entspringenden Fragen. Das wären aber erst nur noch die internationalen Verwickelungen bei monogamischem Eherechte; in der europäischen Türkei ist jedoch auch die Bi-, Tri-, und Quadrigamie gesetzlicher Zustand; manche Staaten waren

überdies genöthigt gewesen, den amerikanischen Mormonismus und den europäischen Nazarenismus als recipirte Religionsgenossenschaften anzuerkennen, und schließlich hatte die Bewegung in Rußland, welche den ganzen Welttheil erschütterte und dortselbst die Nihilisten obenauf brachte, in diesem Riesenstaate der „römischen Ehe“ Geltung verschafft, jedoch nicht der aus den Tagen eines Brutus, sondern jener aus den Zeiten des Heliogabalus, welche die „successive Polygamie“ gesetzlich anerkennt; das ist zu deutsch: Jedermann kann sich so viele Frauen nehmen, als er zu erhalten im Stande ist, nur nicht auf einmal, sondern eine nach der anderen. — Wohl oder übel — es war nun einmal Gesetz geworden, und blieb Gesetz.

Wenn nun die sämmtlichen Staaten untereinander nicht fortwährend darüber hadern wollten, ob die Unterthanen je eines anderen Staates legitime Kinder ihrer Eltern seien, und Anspruch auf das Vermögen derselben haben, so mußten sie sich endlich über ein allgemeines Epigamiegesetz einigen, welches bestimmt, daß die Ehe, gleichviel in welchem Staate sie geschlossen sei, auch in jedem anderen Staate nach jenen Normen zu Recht bestehen solle, welche in der Heimath der Gatten Geltung haben.

Sowie das Epigamiegesetz durch die Bevollmöchtigen der europäischen Staaten unterzeichnet worden war, konstituirte sich sofort das zweite Konsortium der Sabina unter der Firma Mazrur und Komp.

Zum Verständnisse des Geschäftsgeheimnisses müssen wir nun noch ein klein wenig Ethnographie zu Hilfe nehmen.

Es gibt einen ungarischen Volksstamm, welcher unsere äußersten Grenzen gegen Osten bewohnt: die Székler.

Ein Volk, überreich an hervorragenden Eigenthümlichkeiten.

Es ist ungarischer, als alle andern Stämme; bei ihm hat niemals ein fremdes Element Eingang gefunden, weder in sein Blut, noch in seine Sprache, noch in seine Sitten und Gewohnheiten.

Und dabei vereinigt es die guten Eigenschaften aller Nationen in sich. Dieses Volk hat die Vaterlandsliebe und den Freiheitsdrang des Schweizers, — es ist kaltblütig und seinem Worte getreu wie der Engländer, — klug, unternehmend, berechnend wie der Jude, — ein guter Soldat wie der Araber,

mäßig, nüchtern, fleißig wie der Preuße, — findig und dem Fremden abhold wie der Italiener, — erfinderisch wie der Yankee, — reinlich wie der Holländer, — demokratisch gesinnt und freisinnig wie der Franzose, — ausdauernd wie der Russe, — und vor Allem fruchtbar wie der Jude und der Slave; an religiöser Toleranz aber übertrifft es alle Nationen der Welt.

Der Székler vergeudet seine Scholle nicht, und würde seine sterilen Berghänge um den gleich Kanaan gesegneten Boden des Banates selbst nicht vertauschen. Strolche, Räuberbanden duldet das Székler Volk niemals unter sich. Sein Ehrenwort ist sicherer, als Siegel und Brief. Mauldrescher finden kein Ohr bei ihm. Wessen es bedarf, erzeugt es Alles selber, jedes Stück seines Anzuges (und der Székler hat eine schöne Tracht) ist im Hause gefertigt : es weiß des Fremden zu entrathen. Was das Volk hat, damit treibt es selber Handel; es zieht um ehrlichen Gewinn weit in's Land hinaus und würde am Könige selbst seinen Profit zu machen wissen; Juden und Griechen kommen nicht auf in seiner Mitte. Vor Zeiten war ein jeder Mann zum Soldaten erzogen, so daß die Frauen das Land bebauten; und was das für ein Landbau war! Japan kann nicht sorgfältiger kultivirt sein. Am Rücken trugen sie den Dünger auf die Höhen ihrer Felsen und ließen die Ernte im Bergschlitten von dort herab; jedes Fleckchen tragbaren Landes ein Garten! Zum Baue seines Hauses braucht der Székler keinen Architekten, und die Wohnungen sind nichtsdestoweniger zierlich von Außen und von Innen reinlich; beim Baue ist dem neuen Wirthe das ganze Dorf mit Handleistungen behilflich, und zwar unentgeltlich. Wein findet sich im ganzen Széklerlande nicht; der Boden trägt keinen und Geld gibt man dafür nicht aus. Daher gibt es aber auch keine Wirthshäuser; ihr unschuldiges Wachholderwasser kocht sich jede Familie daheim, und Weichselgeist und Honigmeth sind der Luxus der Hochzeitsgelage. Aristokratie kennt man keine im Széklerlande, Jedermann ist Edelmann; die Székerstühle haben das suffrage universel eher geübt, als Frankreich und Amerika und sie erfreuten sich einer Repräsentativ-Verfassung schon zu einer Zeit, als eine solche noch in ganz Europa, Ungarn selbst nicht ausgenommen, ein unbekanntes Ding war. In religiösen Dingen sind die Székler das nüchternste und vernünf-

tigste Volk; ihre nebeneinander stehenden Gotteshäuser zeugen für das friedliche Zusammenleben aller christlichen Konfessionen; sie stellen der europäischen Statistik das größte Kontingent von Unitariern, die nur eine göttliche Person bekennen; bei ihnen fand die Sekte der Sabbathianer Zuflucht; bei ihnen erhielt sich die, von den ersten Königen ausgerottete Urreligion, der Kult der alten Sonnenanbeter am längsten; noch heute sind die eigenthümlichen Schriftzeichen desselben in den Inschriften der Csik-Szeredaer Kirche erhalten. Auch den Wortlaut der urmagyarischen Lieder, in Kerbhölzer eingeschnitten, haben sie am längsten bewahrt.

Und eine eigenthümliche Begabung hat dieses Székler Volk, Erfindungen auszuklügeln. Von Zeit zu Zeit taucht in den Dörfern, in den einsam stehenden Gehöften, bald hier bald dort ein Naturalist in der Mechanik auf, der sich mit der Construktion pfiffiger Locomobile den Kopf zerbricht; da werden Gewehre erfunden, die nur einmal geladen zu werden brauchen, und zehnmal schießen; Schöpfmaschinen, mit deren Hilfe ein Kind einen ganzen Garten zu bewässern im Stande ist; Fallen, in denen sich Bären fangen; Mäh- und Dreschvorrichtungen, welche in der Hand eines Mannes die Arbeit von dreien verrichten; Schlösser, welche trotz der Ureinfachheit ihrer Konstruktion eine uneingeweihte Hand gleichwohl nicht zu öffnen vermag; ganz eigenartige musikalische Instrumente; so hatten sie ein solches Naturgenie der Mechanik, das für eine Stadtgemeinde einen Brunnen anfertigte, welcher Musikstücke spielte, wenn man Wasser pumpte; kurz, dem Székler wohnt der Instinkt inne, Alles von selbst zu erfinden, gerade so wie dem Chinesen.

Und zu Allem dem welche Fruchtbarkeit!

Auf einem Striche Landes, kaum groß genug, um mehr als zweimalhunderttausend Menschen irgend eines Volksstammes Ungarn Raum und Nahrung zu gewähren, lebt von den Sprossen des Széklerstammes mehr als eine halbe Million, — und lebt anständig. Hat man je erfahren, daß der Székler nach Ungarn betteln käme? Einen Székler Bettler sieht man so wenig vor fremder Thüre, als einen jüdischen. Den Székler sieht man weder zerlumpt, noch barfuß gehen. Und das Thor eines Dorfes ist doch kaum einen Büchsenschuß

weit von dem des nächsten entfernt. Jedes Dorf ist eingefriedet; man gelangt durch Thore hinein. Und die Dörfer bestehen nicht aus zerstreut liegenden, halbverfallenen Hütten, sondern aus nett gehaltenen, mit Bäumen bepflanzten Gassen, wie die Ortschaften der Deutschen. Im zwanzigsten Jahrhunderte war das Székler Volk bereits über achtmalhunderttausend Seelen stark. Wenn dieser Stamm mitten in Ungarn herinnen säße, würde er bis nun das ganze Land bevölkert haben; wenn er in der Nähe der Hauptstadt wohnte, wären Handel und Industrie von ganz Ungarn in seinen Händen.

Und welch' ein schöner Schlag! So viele schöne, regelmäßige, ausdrucksvolle Gesichter, wie im Széklerlande, sind am Erdenrunde nirgend mehr zu finden. Welche Mannigfaltigkeit in den Typen weiblicher Schönheit! Die reichen, blonden Locken, das frische Antlitz, die svelte Gestalt der schwedischen Frauen und die schwarzen Augen, der sonnenübergoldete Teint der Spanierin, die zarten, feinen Contouren der Kaukasierin, der klassische Schnitt des griechischen Gesichtes sind auf diesem kleinen Flecke der Erde vereint zu finden. Und es sind dauerhafte Reize.

Zu dreißig Jahren gleicht das Weib noch einer blühenden Jungfrau, und an der stattlichen Gestalt, dem edlen Gesichte der fünfzigjährigen Matrone verräth nur erst das bleichende Haar das vorgerückte Alter. Es gibt ganze Dörfer, mit deren Frauengesichtern man ein tadelloses book of beauties ausstatten könnte. Und ebenso edel sind auch die seelischen Eigenschaften dieser Schönheiten. Sie sind treu, ausdauernd, gehorsam, verschwiegen. Eine ganz besonders hervorragende Eigenschaft aber ist die, daß ihr Blut rein und gesund ist.

Und nun — sollte man nicht glauben, die ungarische Nation müsse einen mit so vielen schönen und guten Eigenschaften reichbedachten Volksstamm offenen Armes an's Herz geschlossen halten? Ach ja! Seitdem die ungarischen Großen durch die im Vertheidigungskampfe für ihre Freiheit überwundenen Székler zu deren Schrecken und ewiger Schmach die Burgen „Székelytámad,“ „Székelybánja“ („Széklerunruh,“ Széklerreue“) erbauen ließen, seitdem sind diese Zwingburgen zwar wieder gefallen, die Schmach aber und die Entfremdung sind leider geblieben.

Noch heutigen Tags höhnt man den Székler: „Góbé“ — „du Schalk!“

Zumal wenn er Etwas fordert, was jeder Andere schon längst empfangen hat, nur er noch nicht — „Góbé“!

Oder wenn er Recht hat und auf seinem Rechte besteht — „Góbé“!

Oder wenn er nun gar etwas Kluges sagt, worauf kein Anderer verfallen ist — da heißt es dann erst recht: „Góbé!“

Indeß — der Széklerstamm vermehrt sich gleichwohl fort und fort, auch ohne staatliche Fürsorge; er nimmt in dem Maße zu, daß endlich die Nachkommenschaft auf dem vielfach getheilten Erdboden schon nimmermehr bestehen kann: jährlich sehen sich zwei-, dreitausend arbeitstüchtige Männer der Széklerstühle genöthigt, auszuwandern. Fleißige, arbeitsame Leute finden sie anderwärts besseres Auskommen, der ältere Bruder bleibt daheim auf dem angestammten Gute.

Aber sie wandern nicht gegen Westen, wo es noch ein Ungarn gibt; — sie ziehen ostwärts, hinaus in die ehemalige „Etelköz“ unter die Wallachen. Dort verbreiten sie sich, machen sich seßhaft, und vermehren die Dörfer der „csángó magyarok“ und die betriebsamen Klassen Bukarest's und Jassy's; — nach dem Ungarlande wandelt sie keine Sehnsucht an.

Und wenn nun so zwei-, dreitausend junge Bursche von dannen ziehen, was fangen dann die armen Mädel an?

Sie ziehen ihnen nach. Zwei- bis dreitausend junge Székler-Mädchen, die Blüthe, die Perle des ungarischen Volkes geht über die Karpathen, fort in's Rumänische hinein und Gott weiß wohin sonst noch? Die kommen ihrer Tage nicht mehr zurück. Ab und zu allarmirt wohl ein in's Ausland verschlagener ungarischer Handwerker die Tagesblätter mit Sensationsgeschichten von dem traurigen Schicksale der schönen Székler Mädchen, die über der Gränze gewissenlosen Seelenverkäufern in die Hände fallen, und bis Konstantinopel, Alexandrien, ja bis Calcutta hin den gesuchtesten Artikel des Sklavenhandels bilden; ihr Loos ist schließlich Elend und Schande. Heute liest man die Geschichten in den Blättern — morgen sind sie vergessen. Dann und wann läßt sich's wohl auch irgend ein Székler Abgeordneter nicht nehmen, einen oder den andern Minister

über diese gefährliche und schmachvolle Angelegenheit zu interpelliren. Der Minister antwortet ihm mit einem: „Góbé!“

Daß solche Vorkommnisse ein Schimpf und eine Schande, ja ein unberechenbarer Schaden seien, das gibt ja Jedermann zu; aber endlich — wer kann da helfen?

— — Nun also: diesem Uebelstande abzuhelfen, hat sich das neue Konsortium der Sabina, die Firma „Mazrur und Komp.“ zur Aufgabe gemacht. Und es hat den Beweis erbracht, daß man Schmach und Schaden mit dem besten Erfolge in Ruhm und Nutzen verwandeln könne.

Die Sabina stellte zahlreiche Agentschaften im Széklerlande auf, welche vielversprechende Programme unter das Volk verbreiteten und dasselbe über die guten Absichten der Gesellschaft aufklärten. Mannbaren Mädchen verhilft die Sabina zu passenden Partien. Die Eltern und Verwandten in die Sabina eingeschriebener Mädchen bekommen die bedungene Morgengabe, welche von hundert Thaler bis hundert Dukaten betragen kann, im Vorhinein ausbezahlt; der zukünftige Bräutigam hat sie seinerzeit der Gesellschaft mit Nutzen zu erstatten.

Und der Plan gelang ausgezeichnet.

Die Sache war ein Bedürfniß geworden. Tausende von Mädchen mußten jährlich das Vaterland verlassen, wo sie nur eine überflüssige Last waren. Die Habgier der Verwandtschaft war erregt. So ein Häufchen Gold oder Silber ist eine fürchterliche Lockung in einer so armen Gegend. Und überdieß war natürlich für wackere Volkszeitungen (mit Gratiszusendung) gesorgt; die veröffentlichten Dankschreiben junger, durch die Sabina höchst glücklich verheiratheter Damen an den Direktor der Gesellschaft zu hunderten — aus allen Theilen von Rußland.

Die Sabina verheirathete die Tausende und aber Tausende schöner Székler Mädchen sämmtlich nach — Rußland, in das Land des „Nihil“ — in römischer Ehe.

Und sie zahlte den Aktionären hundert Perzent Dividende.

„— Das ist ja aber der entsetzlichste Menschenschacher! Das ist ja wahrhaftiger Sklavenhandel!“ rief man in Journalen und Abgeordnetenklubs über dieses Treiben.

„Das ist wohl war, aber — was läßt sich dagegen thun? gaben die Regierungsmänner zur Antwort. Das Epigamiegesetz

besteht zu Recht: ins Ausland kann sich Jedermann nach dortiger Gepflogenheit verheirathen. Wer freiwillig geht, den kann man nicht zurückhalten. Die Gesellschaft hat ihre Statuten nicht überschritten, — wir haben keinen Vorwand, gegen sie aufzutreten."

Schließlich einmal wurde die Schmach — dem Könige zu viel. Er berief seine Minister und gab ihnen seine Absicht kund, dem Menschenhandel der Firma Mazrur und Komp. durch königliches Machtgebot Einhalt zu thun.

Da theilten dann die Minister Sr. Majestät mit, wer eigentlich die „Compagnons" dieses Mazrur sind:

Die Präsidentin der benachbarten Republik, Frau Alexandra und ihr Staatskanzler, Herr Kuraßin. Das sind die zwei mächtigen „Compagnons", die dieses Geschäft bei uns etablirt haben „Car tel est son plaisir!"

Und man werde gut daran thun, diese beiden um der schönen Augen der überflüssigen Széklerinnen willen nicht aufzubringen; endlich, wenn man den Ueberschuß nicht nach Rußland führt, wird man ihn in die Türkei und nach Persien und nach Egypten führen.

Und die Sache blieb, wie sie war.

— — Das war es, was jenes krieg- und verderbenkündende Feuer im Gesichte des Königs auflodern machte, als ihm der Soldat sagte, eine habgierige, böse Verwandtschaft habe seine Braut in die Sabina einschreiben lassen.

Es war dem Könige eingefallen, daß er zittern müsse vor dem Zorne einer „Madame Saßa" und ihres Kanzlers! Er, der König!

Die Sabina verstand es, die Sache mit Geschick zu betreiben. Sie hatte ein Palais auf der ersten Radialstraße, und ihr eigenes Theater, auf welchem ihre Schutzbefohlenen spielten, sangen und wo dieselben eine ganze Logenreihe einnahmen. Was ein Anderer, ein Einfaltspinsel im Dunkel zu verhüllen sucht, das bedeckte sie mit Glanz. Sie gab Bälle, zu denen nur die Elite der vornehmsten Kreise Zutritt hatte. In der Konversation wurden die Regeln des exaktesten Wohlanstandes beobachtet. Es war unerhört, daß eine der Zöglinge der Sabina verführt worden wäre, so strenge war die Aufsicht. Die namhaftesten Gelehrten waren in der Sabina

zu Vorträgen über Aesthetik, Mythologie und Philologie engagirt; damit war das Wohlwollen der Kritik gewonnen. Die hervorragenderen Künstler gaben Unterricht in mimischen, deklamatorischen und choregraphischen Kenntnissen; und damit war die Sabina vor dem Klatsch in Künstlerkreisen gesichert. Ihre Ankündigungen und Verlautbarungen inserirte sie bei jedem bedeutenderen Blatte, in der Redaktionsrubrik „Guinee liner“ — und damit war die Anerkennung der publizistischen Organe gewonnen.

Jeder Wohlthätigkeitsanstalt ließ sie ansehnliche Summen aus ihrem Gewinnste zukommen; sie lieh ihre künstlerisch gebildeten Zöglinge zu Dilettanten-Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken her, und hatte sich damit die Freundschaft der Frauenklubs gesichert. Einmal entsendete das Ministerium, um seine Schuldigkeit gethan zu haben, einen Staatssekretär zur Untersuchung der Zustände und Verhältnisse der Sabina. Der Staatssekretär fand Alles in bester Ordnung; Tags darauf kaufte er sich ein Haus um hundertfünfzigtausend Gulden.

Wer hätte aber auch gegen die Sabina klagbar auftreten sollen? Etwa die arme Szekler Sippschaft, welche die Morgengabe für das eingeschriebene Mädchen behoben hatte und von diesem am Tage seiner Verheirathung, respektive Abreise, in der Regel einen kalligraphirten Brief bekam, der von Glückseligkeit überströmte? Aus Rußland kamen dann keine Briefe mehr, weil die Postverbindung an der Grenze seit Jahren gesperrt ist. Wenn es sich aber dennoch, in einem von hundert Fällen, einmal traf, daß irgend ein unruhiger Bursche, dem eine habgierige Verwandtschaft seinen Schatz gegen dessen Willen in die Sabina gesteckt hatte, den weiten Weg von der Grenze Asiens nach der Hauptstadt nicht scheute, und sich hier unangenehm machen wollte, so war auch für den Empfang desselben bestens gesorgt.

Vor Allem hatte man, bis er dahergelaufen kam, dem Mädchen bereits so viele goldene Träume eines künftigen glückseligen Lebens in den Kopf gesetzt, daß es dem Herzgeliebten rundweg selber erklärte, es gehe nicht zurück, es wolle hier bleiben; dann hatte man Geld in Hülle und Fülle, um den unbequemen Schreier zum Schweigen zu bringen; ferner hatte man Polizei und Gerichte sammt und sonders in

der Tasche; und endlich war das hohe Ministerium da, welches sehr gut wußte, wer jene „Compagnons“ von Mazrur seien, und sich wohlweißlich hütete, dem Geschrei eines verwitweten „Góbé“ zu lieb den europäischen Frieden zu gefährden, der ohnehin nur auf einer Nadelspitze balancirte.

So war Mazrur nach allen Seiten hin mit schützenden Maßnahmen vorgesehen; und da endlich auch der Fall denkbar war, daß eines schönen Tages so ein Székler Bursche der Direktion der Sabina gegenüber jene Art von Taktik in Anwendung brächte, für welche der Kunstausdruck „brusquiren“ lautet, die aber im Deutschen mit „seine fünf Finger mit Jemandes Phisiognomie in allzu nachdrückliche Berührung bringen“ umschrieben wird, — so war es immerhin eine sehr zweckmäßige Vorkehrung gewesen, gerade einen so handfesten Mann zum Direktor der Sabina auszuersehen, wie Mazrur einer war: eine veritable Samsongestalt, mit von Natur gekraustem, rothbraunem Haupthaare, das Gesicht gleichfalls mit Haaren dicht bewachsen, so zwar, das nur Augen, Mund und Nase aus der Borstenmaske hervorlugen; der dicke Nacken, die breiten Schultern und die festen kraftvollen Arme flößen jedem Sterblichen von vorneherein Respekt ein, und wenn er den Mund aufthut, dämpft der tiefe, dröhnende Ton seiner Stimme die Courage selbst des beherztesten Burschen.

Dabei aber eine elegante Erscheinung, herrenmäßige Tournure, und jene suffisante, übermüthige Manier, welche auf einfache Menschen einen so gewaltigen Eindruck macht. Er pflegt seinen Mann gleich beim Eintritte mit einem cordialen Händedruck zu empfangen, wodurch derselbe an dem Krachen aller seiner Finger einen kleinen Vorgeschmack der Dinge bekommt, die seiner harren, wenn er sich etwa beifallen lassen sollte, sich hier durch Thätlichkeiten Genugthuung verschaffen zu wollen.

Diesen Herrn eilte David aufzusuchen.

Mazrur empfängt geschäftlich nur Vormittag zwischen Elf und Zwölf.

Sein Bureau könnte einer Fürstin als Boudoir dienen, Seide, Prunkmöbel, Stickereien, Nippes, Statuetten, Gemälde, Parfumduft. In seiner Kanzlei arbeiten gleichfalls nur Damen; diese sind aber nicht hübsch. Mazrur verfolgt den menschenfreundlichen Zweck, den Arbeitskreis der Frauen zu erweitern;

und männliche Beamte wären überdieß in der Sabina aus naheliegenden Gründen nicht am Platze. Die zwei Portiers und die Kutscher ausgenommen, wohnte kein anderer Mann im Hause.

Sobald sich Mazrur's Bureau zum Empfange öffnet, sind außer ihm zwei weibliche Beamte anwesend. Die eine dieser Damen sitzt an einem Tische hinter einem Stoße großer, in Maroquin gebundener Bücher mit Goldschnitt, die andere steht an der Thüre des Nebengemaches.

Eine Dritte — eine alte Frau — meldet die Ankommenden.

„David Tatrányi!"

Mazrur sah sich den Eintretenden mit einem Kennerblicke an und lächelte geringschätzig. Gemeinenuniform — subordinirte Stellung. (Auf hundertjähriges Drängen hat der gemeine Soldat endlich das Seitengewehr außer Dienst abgelegt; statt dessen aber hat er, damit er von dem Bürgerpack denn doch unterschieden sei, um die Taille einen Cartouchegürtel bekommen, von der Schulter hängt, an einer Strickleiter befestigt, das Fernrohr herab, das heutzutage jeder Soldat haben muß; vorne bauscht ihm eine Landkarte und eine Rechentafel die Brusttasche der Uniform auf; in den Stiefelschaft gesteckt trägt er einen Zirkel und ein Lineal, welches zugleich ein Zollstab ist, und die Stiefelspitze läuft in einen eisernen Haken aus. Der Soldat des künftigen Jahrhunderts ist verpflichtet, den Feind auf zweitausend Schritte gewahr zu werden und die „Distance", sowie die derselben entsprechende „Elevation" mittelst des „Visirs" mit geometrischer und mathematischer Genauigkeit zu berechnen; der Soldat ist ferner nicht blos Ingenieur, sondern auch Jongleur: es ist seine dienstliche Aufgabe, sobald er seine Strickleiter aufgenestelt hat, dieselbe mit Hilfe der Haken seiner Stiefelspitzen hinanzuklettern.

Mazrur betrachtete den Mann, las ihm vom Gesichte herab, weshalb er gekommen sei, und fragte ihn hierauf, was er wünsche?

David antwortete in äußerst ruhigem Tone:

— Ich wünsche ein Mädchen aus der Sabina fortzunehmen, welches seine Verwandten ohne meine Einwilligung hier einschreiben ließen. Das Mädchen heißt Rosalia Szentiványai.

— Und haben Sie ein Recht, eine solche Einwilligung zu geben oder zu verweigern? — fragte Mazrur, und kehrte dem jungen Manne den Rücken zu, als ob er auf dem Tische Etwas suchte.

— Jawohl! Ich bin der Verlobte des Mädchens.

— Das mag sein. Aber die Aufrechterhaltung der Verlobung hängt vom freien Willen ab. Wenn das „gnädige Fräulein" diese Verbindlichkeit nicht länger aufrechterhalten will, so hört dieselbe auf. Will es sie aber aufrecht erhalten, je nun — dann ist der Vorgang ein sehr einfacher. Die Sabina ist ein Heiraths-Ausstattungs-Verein. Uns bleibt sich's gleich, wer immer der Bräutigam ist. Heirathen Sie die gewählte Dame, so erstatten Sie die tarifmäßigen Auslagen und wir haben nicht das Mindeste dagegen einzuwenden. Madame! wollen Sie im isabellenfarbigen Hauptbuche den Namen des Fräuleins Rosalia Szentivánfai aufsuchen.

Die Dame an den Büchern berichtete:

„Pavillon IV, erste Etage, Korridor I, Sektion I, Madame Diamares Decurie.

— Ei, mein wackerer Krieger! Sie müssen ja ein Mann von ausgezeichnetem Geschmacke sein! In dieser Decurie wohnt nur die crême de la crême. Sie ist das Paradies selber! Sie wollen also eine „Peri" entführen; Sie schmachten nach einer „Sulamith?"

David's Antlitz röthete sich vor Zorn bei diesen Bezeichnungen. Und es ist doch nichts Schlimmes damit gesagt; „Peri" ist doch weiter nichts, als eine Fee der orientalischen Mythologie, und „Sulamith" ist das Ideal des „hohen Liedes"; — aber er wollte es nun einmal nicht leiden, daß seinem Liebchen andere Leute Namen geben.

Madame! sprach Mazrur zu dem anderen Frauenzimmer, welches an der Thüre stand; wollen Sie zur genannten Dame hinübergehen und sie im Namen der Direktion ersuchen, sie möge die Gnade haben, unser Bureau mit ihrem Besuche zu beehren. Setzen Sie sich indeß, mein verehrter Krieger. Sie wollen nicht? Auch gut — dann bleiben Sie stehen.

Der Herr Direktor seinerseits that, als ob ihm an seinem Besuche nicht das Mindeste gelegen wäre, ließ sich auf die seidene Ottomane fallen und begann in einem illustrirten Journale zu blättern.

Ueber eine kleine Weile kam die entsendete Dame mit Rosalia zurück.

Rosalia war ein hoch und schmächtig aufgeschossenes Kind von sechzehn Jahren. Ein Kind noch, ohne Ahnung von den Dingen, die die Träume — der Frauen sind. Jede Miene, jede Bewegung zeigte das Kind; erst die plötzliche Freude, dann das Erstaunen, als sie David's ansichtig wurde, das furchtsame Erbeben und das tiefe Erröthen. Sie stolperte beim Gehen über den Saum ihres eigenen Kleides.

Sie war eine vollkommene Schönheit: ein volles, regelmäßiges Gesicht, so lebhaft weiß und roth gefärbt, daß wir bei einem Gemälde von solchem Kolorit sagen würden: der Maler hat outrirt. Sie hatte treuherzige, große blaue Augen und eine überreiche Fülle blonden Haares, welches sie nach damaliger Mode ringsherum zu zahllosen kleinen Zöpfchen geordnet, die sämmtlichen Flechten dann in zwei Knoten gewunden und mit einem Elfenbeinkamm am Hinterhaupte aufgesteckt trug. Sie war in blaß rosafarbnen, tibetanischen Shawlstoff gekleidet, welchen drei Gürtel um den Leib geschmiegt hielten. Der eine war nach Art des römischen „cestus“ unter dem Busen herumgeschlungen; der zweite, das ehemalige „cingulum,“ umspannte die svelte Taille; der dritte, der altdeutsche „Gürtel,“ hing um die Hüften. Mit dieser Tracht war gesorgt dafür, daß alle Schönheiten des weiblichen Wuchses plastisch hervorgehoben werden.

Als Rosalia eintrat, wollte sie auf David zueilen, und ebenso machte dieser einen Schritt ihr entgegen; aber Mazrur trat rasch zwischen Beide.

— Excusez! Hier habe für jetzt nur ich zu reden. Sie, mein Herr, wollen sich mit Fragen nicht bemühen; es ist das meine Sache — Sie hören zu. Nehmen Sie dort in jenem Fauteuil Platz, Princesse Rosalie.

(Unter den Pflegebefohlenen der Sabina herrscht eine gewisse Rangordnung. Man titulirt die Damen mit Princesse, Marquise, Comtesse, Baronesse oder „Déesse“. Die „Göttin“ ist die letzte der Varietäten.)

— Also, Princesse Rosalie, sagen Sie mir: hat irgend Jemand Gewalt angewendet, um Sie hieher zu bringen?

Antwoten Sie frei und offen. Sprechen Sie französisch; ich will es diesem Herrn dann schon ungarisch wiedersagen.

Das Mädchen antwortete aber gar nicht, weder französisch, noch ungarisch.

— Ich will Ihnen an Ihrer Statt antworten, sagte David. Ich weiß ihr Stillschweigen ganz wohl in Worte zu übersetzen. — Es hat sie Niemand gezwungen; sie ist mit Freuden hieher gekommen; man hat ihr gesagt, sie komme in eine Erziehungsanstalt.

Mazrur ließ sich die Antwort per procura gefallen und richtete auch ferner seine Worte nur an Rosalia.

— Nun und sind Sie getäuscht worden? Haben Sie nicht eine exquisite Erziehung genossen? Haben nicht die ausgezeichnetsten Lehrer und Lehrerinen Sie in den europäischen Sprachen, im Tanze, in der Musik, in der Malerei, in der Dichtkunst, in Chemie, Naturlehre, Religion und Literaturgeschichte unterrichtet? — Wie?

Rosalie antwortete auch hierauf nichts und wieder dollmetschte David ihr Schweigen.

— Doch, ja — in alldem hat sie Unterricht empfangen; und überdies in der Patronirkunst, in der Potichomanie, am Panharmonikon und im Cento, in der „pons asinina“ und in der Baldowersprache, im Ferondismus, der Gerobiotik und der Philtra, in den Glaubenslehren der Theatinerinen und der Kainiten, in der Religion der Paternianer, im Spiritismus und der Katoptromantie und in derlei nützlichen Dingen mehr.

Mazrur betrachtete den Soldaten vom Sporn an der Stiefelpitze bis zum Kamme des Helmes mit unverhohlenem Erstaunen. Woher kann der Mensch von allen diesen Dingen Kenntniß haben? Woher kann er wissen, daß der Studienplan der Sabina lauter solche und ähnliche Lehrgegenstände enthält, Disziplinen, welche den meisten Leuten selbst dem Namen nach unbekannt sind?

Die Patronirkunst ist eine Art Malerei: ein Musterbild wird ausgeschnitten und mit einem steifen Pinsel oder einer Bürste auf ein unterlegtes Blatt eingerieben; das lernt sich spielend in zwei, drei Stunden. — Die Potichomanie ist die Kunst, aus mattem Glase mit inwendig eingeklebten Bildern japanische Vasen zu machen; ebenfalls ein leerer, geistloser Zeit-

vertreib. — Das Panharmonikon ist ein von selbst spielendes Klavier, dessen Handhabung jedem Kinde in drei Unterrichtsstunden beigebracht werden kann. — „Cento“ heißt jene nichtssagende Art von Versmacherei, welche aus mehreren Zeilen irgend eines berühmten Gedichtes einen neuen Vers zusammenstellen lehrt. — Die „pons asinina“ ist ein Handbuch, mit dessen Hülfe „Jedermann sich selbst betrügen kann;“ daher der Name: (sit venia verbo) „Eselsbrücke.“ — Die Baldowersprache ist ein Jargon, welchen die außerhalb der Gesellschaft stehenden Herren und Damen unter einander zu gebrauchen pflegen. — Ferondismus und Gerobiotik sind medizinische Begriffe, die mit der Heilkraft der dem jugendlichen Menschenkörper eigenthümlichen Elektricität im Zusammenhange stehen. — Philtra ist die Chemie der erregenden Mittel. — Die Glaubenslehre der Theatinerinen beruht auf dem Prinzipe der zügel- nnd schrankenlosen Freiheit des Weibes; der Katechismus der Kainiten lehrt, man müsse alles Dasjenige thun, was dem Guten entgegengesetzt ist; nach dem Grundsatze der Paternianern ist der Mensch ein Geschöpf Gottes nur vom Scheitel bis zu den Hüften. — Spiritismus endlich und Katoptromantie sind betäubende, hirnverwirrende Wahrsagekünste, mit denen man exaltirte Medien und aus dem Spiegel weissagende Sommambulen zu foppen pflegt.

Das ist ein kurzer Abriß des Erziehungssystems der Sabina.

Mazrur fand es für gut, bei diesem Punkte nicht länger zu verweilen; dieser gemeine Soldat ist offenbar besser informirt, als der Sabina in den Kram taugt.

— Ferner, waren Sie nicht Ihrer hohen Zukunft entsprechend ausgestattet, Princesse Rosalie? War nicht Ihre sämmtliche Garderobe von Seide? Durchweg! Sind Sie nicht von der „Aebtissin“ mit aller Ehrerbietung behandelt worden? War nicht Ihr Gemach zu jeder Jahreszeit mit exotischen Blumen versehen? Haben nicht Nektandren, Malpigien, Syphonien, Opuntien — — — — — — — — — — — —

— Und so weiter, und so weiter, fiel David ein, . . . jahraus jahrein ihre süßen Düfte um Sie her verbreitet?“ Doch, ja es war so.

Mazrur sah ihn von der Seite an, als ob er sagen wollte: willst Du noch nicht bald schweigen?

Dann setzte er die Vernehmung fort:

— Chère Princesse Rosalie, war nicht auch für Ihre Amüsements gesorgt? Waren Sie nicht jeden Abend in Ihrer eigenen Loge in unserem Theater?

Rosalie antwortete natürlich konsequent keine Sylbe. Wenn sich so ein Weibsmensch einmal in den Kopf gesetzt hat, nicht zu reden, so ist die nächstbeste Bildsäule ein Schwätzer dagegen.

David war ja da, für sie zu sprechen.

— Allerdings; und wie konnten sie dort nicht an den klassischen Witzen des „Perograllo," des „Jak Puddig," der „Macca," der „Scaramuzzia," des „Staberle" und des „Grazioso" oder des „Cassandrino" ihren Geist veredeln, ja sogar ihren künstlerischen Geschmack an der „Krebs-Ouverture" bilden!

Das brachte Mazrur ein wenig aus der Contenance.

Aus der Erwähnung aller der ordinären, possenhaften Figuren machte er sich nichts, obschon er nicht begreifen konnte, wie ein gemeiner Soldat dazu komme, das Alles so an den Fingern herzuzählen, da in sein Theater doch nur Gentlemen und Officiere Zutritt hatten. Aber das Letzte — das durfte er nicht auf sich sitzen lassen.

— Bitte sehr, die Krebs-Ouverture habe nicht ich aufgebracht; die hat man in den Variétés exekutirt. Irgend einem verrückten Künstler kam die Idee, die berühmtesten Ouverturen von hinten angefangen, umgekehrt abzuspielen. In meinem Theater ist das aber nicht geschehen.

— Auch gut. Gehen wir weiter.

— Und nun noch eine Frage, chère Princesse Rosalie. Haben Sie das Portrait des Bräutigams gesehen, der bei der Sabina um Sie geworben hat? Haben Sie ihn schön gefunden? Eine stattliche mannbare Gestalt! Hat man Ihnen gesagt, daß Sie seine rechtmäßige Herrin seien, daß Sie im Sommer in Ihrer Villa am Gestade des Sees, den Winter über in einem Marmorpalast wohnen, daß Sie Marstall und Meute halten, daß Sie Bälle und Soirées geben und die glänzendste Gesellschaft empfangen werden? Daß alle Wachtposten der Stadt „in's Gewehr" rufen werden, wenn Sie vorüberfahren? Hat man Ihnen das gesagt? Gut. Und nun sehen Sie einmal her, Princesse Rosalie: das ist ein vierschrötiger Bursche aus — aus Csik — (nicht wahr, aus Csik

belieben zu sein?). Er trägt eine Montour aus Mungo (es ist doch wohl Mungo, wenn nicht Kirsey), ein Paar Kommißschuhe, einen Strick an der Schulter und hat zwanzig Kreuzer Tageslöhnung in der Tasche. Dieser sehr verehrte Herr nun behauptet Sie seien seine verlobte Braut und fordert Sie, kraft seiner Anciennetätsrechtes, für sich zurück — wollen Sie mit diesem Herrn gehen —?

Hätte Rosalia auch auf die Frage geschwiegen, auch nur eine einzige kleine Sekunde lang, — so wäre sofort an Mazrur die Reihe gewesen, dieses Schweigen in eine für David verständliche Rede zu übersetzen. Allein — das Mädchen schwieg eben nicht mehr, sondern that einen Schritt vorwärts und antwortete dreimal für einmal: „Ich will, ja ich will, ich will!“

O wie glühte mit einemmale ihr Gesicht — Davids Augen strahlten auch gar so leuchtend nach ihr hin.

Mazrur trat abwehrend zwischen Beide.

— Nur gemach, holde Jugend. Gar so rasch geht das denn doch nicht. Die Expatriation hat auch ihre erschwerenden Umstände. Vor allem ist die gesetzliche Formalität zu erfüllen. Der Herr Brautwerber hat zuvörderst einen Vertrag zu unterzeichnen, kraft dessen er sich verpflichtet, die von der Sabina überkommene Dame zur Ehe zu nehmen. O, ohne diese geben wir unsere Schützlinge nicht aus den Händen; man könnte uns ja sonst des Menschenschachers zeihen — und den treibt die Sabina nicht! — Nun denn, mein Herr, sind Sie entschlossen, einen solchen Vertrag zu unterschreiben? Ich muß Ihnen bemerken, daß kraft Privilegiums der gesetzlich genehmigten Statuten der Sabina nach der Fertigung eines solchen Vertrages die betreffende Dame sofort in den Vollgenuß ihrer Rechte tritt, und den Namen des Kontrahirenden annimmt.

Von je drei Männern, die in ähnlichen Angelegenheiten verkehrten, pflegten auf diese Aufforderung hin in der Regel zwei Kehrt und sich davon zu machen. Aber David war einer von den Dritten und hielt Stand.

— Darf ich um das Instrument bitten, sagte er, und fertigte das ihm dargereichte Formulare, ohne sich auch nur einen Moment zu bedenken.

Rosalia preßte beide Hände auf ihren Busen und schaute dankerfüllten Blickes zu David auf.

— Nun, das wäre rasch erledigt gewesen, sagte Mazrur und übergab das Blanquet der Sekretärin zur Ausfüllung. Folgt nunmehr die finanzielle Seite der Frage. Bei Ihren vielseitigen Kenntnissen, mein junger Ritter, kann Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß die Sabina in der fraglichen Angelegenheit auch Unkosten gehabt hat.

— Ich bezahle dieselben.

— Schön. Also wollen wir einmal rechnen. Vor Allem, Princesse Rosalie . . .

— Darf ich bitten, sie nun nicht mehr Princesse zu nennen; sie ist doch meine Frau. — Ich bin aber ein gemeiner Soldat, also: „Madame Tatrányi!“

— Nur immer noch ein wenig langsam. „Paria rident“, sagt der Lateiner. (Baargeld lacht.) Ueber diesen Punkt sind wir noch immer nicht hinaus.

Mazrur nahm einen Dorn von cidaris mamillaris zur Hand — das feinste und theuerste Schreibrequisit — und begann damit auf einer Schiefertafel zu rechnen.

— Hundert Dukaten Morgengabe dem gesetzlichen Vormund. Alterum tantum an Provision der Sabina. Dazu dann die bisherigen Auslagen: Erziehungskosten, kostspielige Toilette.“

Die ursprünglichen hundert Dukaten, welche die Sabina dem armen „Góbé“ gezahlt hatte, waren innerhalb einiger Monate auf zweihundert, auf drei, vier, fünfhundert Dukaten angewachsen; Mazrur rechnete schon über die fünfhundert hinaus, und noch immer dachte er nach, ob er nicht noch Etwas vergessen habe, was da etwa noch hergehören könnte?

David verdroß das Warten; er wurde ungeduldig und trat an den Tisch.

— Zerbrechen Sie sich doch nicht erst viel den Kopf. Machen Sie rund sechshundert Dukaten. Da sind sie, gutgezählt.

Damit legte er die Elfenbein-Cassette mit dem Gelde auf den Tisch.

Rosalie klatschte, vor Freuden hüpfend in die Hände.

Nun wurde aber Mazrur die Geschichte in der That zu toll.

Er war entschlossen, dieses Mädchen um keinen Preis

fahren zu lassen. Er verfolgte weitaussehende Ziele mit demselben, einen vollständigen fabelgleichen Plan. Er war bereit, selbst zum letzten Mittel zu greifen. Was hatte er auch zu scheuen? Gerichte, Behörden — ergreifen gegen ihn keine Maßregeln. Die Regierung selbst wagt nicht, gegen ihn einzuschreiten; diese weiß ja am besten, welch eine Macht hinter ihm steht. Seine Körperkraft aber ist die eines Auerochsen. Er kann thun, was er nur will. Er hat der krakehlenden Burschen schon mehr als einen von da hinausgeworfen.

Als er sah, das der junge Mann im Stande sei auch Geld, und zwar mit chevaleresker Freigebigkeit, daranzusetzen, da zeigte er mit einem Male sein tunesisches Gesicht und rief David mit dem ganzen Uebermuthe eines Corsarenhäuptlings zu:

— Die dritte Bedingung aber, wenn Sie die schöne Sulamith aus der Sabina hinwegführen wollen, ist die, daß Sie sie erst aus meiner Hand holen müssen!

Damit packte er plötzlich Rosalie mit sehniger Faust am Handgelenke und preßte sie derart, daß sich das Mädchen ächzend unter dem Drucke wand.

Mazrur lachte und dabei blinkten zwei mächtige Reihen weißer Zähne aus seiner haarigen Fratze hervor, wie die eines Gorilla.

David erbleichte angesichts dieser unerwarteten Rohheit.

Mazrur trug ein weißes Gilet und eine weiße Halsbinde — elegant vom Kopf bis zum Fuße. David faßte die weiße Kravatte einen Augenblick lang in's Auge, im nächsten Augenblicke hatte er sie auch schon mit voller Hand gefaßt. Man nennt das den „Széklergriff“: mit einem schnellen Griffe von unten die Halsbinde fassen und dieselbe dann mit einer Handumdrehung zuschnüren. Das Tempo ist unfehlbar; es gibt den Riesen nicht, der ihm zu widerstehen vermöchte, wenn es gelingt.

Mazrur wurde plötzlich blau im Gesichte, die Zunge hing ihm aus dem Munde hervor, der Blick erstarrte, die Arme sanken kraftlos herab. Was half ihm nun seine herkulische Stärke, da er sich den Athem hatte versperren lassen? Er war wie eine Dampfmaschine von hundert Pferdekraft mit — ungeheiztem Kessel.

Der Székler drehte die Kravatte noch ein wenig zu und stieß dann den Träger mit einem Ruck von sich; der Ruck fiel ungefähr so aus, als wenn der Jaguar einen Auerochsen niederschlägt. Der mächtige herkulische Körper schmetterte auf den Boden hin und David, um den Fall auch noch mit seinem „pede propio" zu bekräftigen, versetzte ihm einen Fußtritt — mit kothiger Stiefelsohle, so daß der Abdruck derselben als vollkommen ausgeprägtes Autotyp am weißen Gilet ersichtlich blieb.

Der weibliche Sekretär fiel vor Schrecken in Ohnmacht, die Thürsteherin bekam Lachkrämpfe. David aber nahm Rosalien rasch an der Hand, und noch bevor ihn Jemand hätte anhalten können, war er mit ihr die Treppe hinabgeeilt, hob sie in einen Miethwagen und fuhr mit ihr auf und davon.

David ließ Rosaliens Hand nicht eher los, als bis der Wagen auf der „Fürstenhöhe" hielt, bis wohin er gedungen war. Dort vor der Kapelle stiegen Beide aus und David fragte das Mädchen:

— Willst Du dahin gehen, wohin ich Dich führen werde?

— Ueberall hin! — erwiderte Rosalie.

Vor ihnen lag ein großer Park, welcher an der Stelle der ehemaligen „sieben Häuser" angelegt worden war; ein hohes Eisengitter umfing ihn in seiner ganzen Ausdehnung. Den Eingang des Parkes bildete ein Portal in egyptischem Geschmacke; von dessen höchstem Gesimse wehte eine gelbe Fahne.

Jedermann weiß, was die gelbe Fahne zu bedeuten habe. Der Weg ist dem Gitter entlang auf zwei Klafter Breite mit Gras bewachsen. Die Vorbeigehenden treten auf die andere Seite hinüber, sobald sie der gelben Fahne ansichtig werden.

David führte seine Braut an das Portal. Durch das Eisengitter hindurch sah man in einen wohlgepflegten Garten; der Ibischstrauch stand eben in voller Blüthe und der Jasminduft der silberweiß belaubten Linden erfüllte die Lüfte weithin mit heilkräftiger Süße.

Im innern Theile des Portales, innerhalb des Gitterthores, war die Wohnung des Thorwarts; von außen führte ein Glockenzug dahin.

Bevor er die Glocke zog, sprach David zu Rosalie:

— Hier wirst Du nun bleiben, bis ich komme Dich abzuholen, oder bis Dir Nachricht wird von meinem Tode.

— Oder Dir von dem meinigen? — seufzte Rosalia. — Vielleicht ahnte sie, was die gelbe Fahne zu bedeuten habe.

David schloß das Haupt des Kindes an seine Brust und küßte die reine Stirne.

Dann zog er die Glocke.

Eine sehnige, knochige Frauengestalt trat aus der Portierloge.

— Wer ist da?

— Eine Parabolanerin! antwortete David.

Die Pförtnerin betrachtete zweifelnden Blickes Rosaliens rosenfarbenes Kashmirkleid und ihre Frisur à la Faustina; mürrisch öffnete sie das Gitterthor und ließ Rosalie eintreten. David blieb draußen stehen.

Ein herbeigerufenes kleines Mädchen führte Rosalie fort, die gewundenen Wege entlang, in den Garten hinein.

Noch einmal wandte sie sich um und winkte David mit der Hand einen Abschiedskuß zu; — dann entzog sie eine Gruppe von Lebensbäumen mit ihrem ewigen Grün — für ewige Zeiten seinem Blicke. David, als er das Mädchen nicht mehr sehen konnte, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

Dieser Park und das in demselben gelegene Palais sind das „Asyl der Parabolanerinen.“ Von hier bekommt die Sabina Rosalien nimmermehr in ihre Gewalt.

Denn einmal steht der Verein der Parabolanerinen unter dem Protektorate der Großfürstin Hermione von Rußland und überdies auch noch unter einem anderen Protektorate: dem der öffentlichen Meinung.

Und dann: die Direktion der Sabina kann in ihr Institut unmöglich ein Mädchen aufnehmen, welches einen Tag im Palais der Parabolanerinen zugebracht hat, in dem Palais, dessen Säle vollgepfropft sind mit — „Pellagra“-Kranken, mit den Opfern jenes furchtbaren Pellagra, welches gefährlicher, ansteckender, qualvoller, abscheuerregender ist, als alle Pestilenzen der vergangenen Jahrhunderte, jenes Pellagra, gegen welches kein Heilmittel hilft, sondern einzig nur sorgsame, liebevolle Pflege; der Pfleger setzt das eigene Leben ein in dem

entsetzlichen Spiele, und die Aerzte selbst scheuen sich, einen Pellagrakranken zu besuchen.

Der Pflege dieser Kranken nun haben sich derzeit zur Selbstaufopferung entschlossene Frauen und Jungfrauen geweiht. Das ist der Verein, dessen Vorsteherin Hermione Peleia geworden, dem sie ihr Palais übergeben, das ist das Asyl, in welches David seine Rosalia gebracht hat.

Das ist es, was die gelbe Fahne dort am Firste des Portals verkündet.

Als ein leises Lüftchen diese Fahne über Davids Haupte schwellte, als er hierauf gegen Himmel blickte und eine Lerche gewahrte, welche sich in die Höhen des Aethers erhob, — o da begann auch er zu empfinden, was die Sehnsucht bedeute in der Brust des Menschen: „Daß ich doch fliegen könnte!" und was es heiße, den Verstand zu verlieren über den quälenden Gedanken: „Warum kann der Mensch nicht fliegen?!"

Von der Fürstenhöhe aus bietet sich eine wunderschöne Aussicht auf das Leopoldifeld; dort erhebt sich ein umfangreiches, vielstöckiges Gebäude: die Landesirrenanstalt. Dort ist Davids Vater in ärztlicher Behandlung.

David entschloß sich, in's Irrenhaus zu seinem Vater zu gehen.

Die „Astrapee."

Von der Fürstenhöhe, den ehemals „Brunnenthal" genannten Bergeinschnitt entlang, zum Stadtmeierhof führt derzeit eine pneumatische Eisenbahn. Auf derselben Linie läuft auch das Leitungsrohr herauf, welches den Gebirgsrayon reichlich mit Wasser versieht. David wählte das genannte prosaische Verkehrsmittel statt des romantischeren Fußpfades durch den Auwinkel, um vom Berge herab zu gelangen. Er hatte Eile.

Als er mit dem Thalzuge am Stationsplatz nächst dem Stadtmeierhof ankam, empfingen ihn und seine Mitreisenden die auf jeder Station gewöhnlichen Ausrufe:

„Astrapee" — „Drei-Uhr-Ausgabe!"

Es ist die Magd des Bahnportiers, die diesen Ruf erschallen läßt und dabei ein Oktavblatt Papier mit der Hand hin und her schwenkt, während sie einen Pack ähnlicher Blätter unter dem Arme hält. Diese „Astrapee" ist eine Zeitung.

Sie erscheint viermal des Tages. Sie enthält alle nennenswerthen Ereignisse im In- und im Auslande, die neuesten Telegramme, die Hauptstädtischen Sensationsnachrichten und die bedeutenderen Reden in den Versammlungen, und alles das — auf einem Oktavblatte.

Die „Astrapee" ist stenographirt: daher kommt es, daß dasselbe Material, welches in den anderen, in Leintuchformat erscheinenden Blättern einen ganzen Regalbogen einnimmt, in der Astrapee auf einem kleinen Blättchen Raum hat. Ueberdies geht dadurch auch ihre Herstellung mit menschenmöglichster Schnelligkeit von statten. Die Astrapee braucht weder Setzer noch Drucker: sie wird auf papyrographischem Wege vervielfältigt.

Kaum hat der Redakteur das Papierblatt (zu dessen entsprechender Präparirung schon im vorigen Jahrhunderte Sennefelder Versuche gemacht hat) vollgeschrieben, so stellt auch schon eine an den Schreibtisch festgeschraubte Gasmaschine von demselben Blatte binnen vier Minuten zweihundert Abdrücke her; der Redakteur braucht nur mit einem Fuße die Bewegung zu machen, als ob er eine Nähmaschine oder ein Spinnrad triebe, so werden dadurch die leeren Blätter in das Gestänge der Gasmaschine und von diesem auf das durch die Maschine in Bewegung gesetzte beschriebene Blatt gebracht, welches als Matrize dient, von wo sie endlich in den bereitstehenden Korb hinabgleiten. Mittlerweile kann der Redakteur das nächste Blatt schreiben. Die eine Arbeit hindert ihn nicht an der anderen; mit der Hand schreibt er, mit dem Fuße druckt er, — duplex libelli dos est. Auf diese Weise braucht er weder Setzer, noch Drucker, noch Mitarbeiter, sondern blos Austräger. Die Austräger sind auch zugleich seine Lokalreporters: „penny a line;" sie diktiren, was es in der Stadt Neues gibt, der Redakteur schreibt es nieder, während er mit dem Fuße die Papierlegemaschine treibt, die Gasmaschine vervielfältigt es und fünf Minuten später verkauft der Ausrufer die brühwarme Neuigkeit schon gedruckt auf den Straßen, in den Kaffehäusern, auf den Bahnhöfen für einen Kreuzer!

Eine komplette Zeitung für einen Kreuzer!

Verdammte Konkurrenz! Das kann der Astrapee kein anderes Blatt nachmachen. Man mag sich noch so sehr beeilen — um die Zeit, welche Satz, Umbrechen und Korrektur

wegnehmen, wird sie immer allen anderen Blättern voraus sein, — und was den Preis betrifft, so gibt es doch in ganz Europa keine kleinere Münze mehr, als — einen Kreuzer! Es ist vorauszusehen, daß die Astrapee mit der Zeit die gesammte Journalistik der alten Welt umbringen wird.

Daher heißt sie auch Astrapee (im Griechischen : der Blitz), die schnelle und tödtende.

Heute begünstigt die typographirten Blätter allerdings noch der Umstand, daß die stenographischen Schriftzeichen nicht alle Leute lesen können; allein die Zahl derer, die derselben kundig sind, vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Schon wird die Stenographie in allen Gymnasien vorgetragen; an den höheren Lehranstalten vollends ist sie der erste obligatorische Unterrichtsgegenstand. Geistliche, Volksredner, Abgeordnete können sie geradezu nicht missen. Die Kaufleute führen ihre dringende Korrespondenz nur stenographisch. Im Amtsblatte erscheinen die gerichtlichen Zitationen, Versteigerungs- und Konkurs-Edikte u. s. w. sämmtlich mit stenographischen Schriftzeichen in Zinkdruck; die Schnellschreibekunst ist sohin auch für den Advokaten unerläßlich. Die ungarischen Klassiker erscheinen in stenographischen Ausgaben : Vörösmarty's sämmtliche Schriften auf drei, Johann Arany's Werke komplett auf zwei ganzen Bogen. Ein Horatius Flaccus macht einen Bogen aus; zwölf Krähenfüße und ein Schlußpunkt sind je ein vollständiges Gedicht. Das Militär wird gleichfalls in der Stenographie unterrichtet. Ja es gibt Leute, die eine andere Schrift gar nicht kennen.

So verbreitet sich die Kenntniß der Stenographie unaufhaltsam und mit ihr auch der Einfluß der Astrapee. Und dann — die Nummer kostet einen Kreuzer! Für einen Kreuzer kriegt man doch auf der Welt absolut gar nichts mehr zu kaufen — bedrucktes Papier ausgenommen. Einen Kreuzer gibt endlich auch Derjenige dafür, der die Schnellschrift nicht lesen kann; sein Nachbar kann's gewiß und liest ihm aus dem gekauften Blatte vor, wie viel neue Kabinete in den letzten sechs Stunden gebildet wurden, wie viele industrielle Unternehmungen neu entstanden und wie viele gefallen sind. Sechs Stunden sind eine lange Zeit gegen Ende des Millenniums!

David hatte die Kenntniß der Stenographie schon vom Hause mitgebracht und dieselbe im Militärdienste noch vervoll-

kommnet: sie ist bei dringenden Rapporten unerläßlich. Er legte also auch einen Kreuzer für die Drei-Uhr-Ausgabe der Astrapee aus, und siehe da — gleich an der Stirne des Blattes fiel ihm die neueste Sensationsnachricht, in fetter Schrift gehalten, in die Augen.

„Unerhörtes Attentat, mitten in der Hauptstadt, bei helllichtem Tage!!!“

„Das weltberühmte Institut der Sabina war heute der Schauplatz eines entsetzlichen Ereignisses. Ein Gemeiner des Voltigeur-Regiments Nr. 12 drang um elf Uhr dreißig Minuten Mittags in die Kanzlei der Anstalt ein, packte den allverehrten Direktor derselben, Herrn v. Mazrur Excellenz, an der Kehle, schlug ihn zu Boden. erfaßte hierauf eine der schönsten Damen der Sabina und schleppte sie gewaltsam mit sich fort. Der Name des verwegenen Soldaten ist, wie bereits eruirt wurde, David Tatrányi. Unsere energische Polizei ist dem Flüchtlinge bereits auf der Spur. Der zu Boden geschlagene Direktor konnte nur mit vieler Mühe in's Leben zurückgerufen werden. Wir wollen hoffen daß die Militärbehörde bei diesem mit einem mörderischen Angriffe komplicirten Falle von Frauenraub die volle Strenge der Militärgesetze gegen den wüthenden Gemeinen in Anwendung bringen werde. Es sind doch fürwahr beweinenswerthe Zustände, wenn gerade jener Stand, dessen Aufgabe es wäre, unseren häuslichen Herd zu schirmen, in so verwegener Weise die öffentliche Sicherheit gefährdet. Wir werden ein Auge darauf haben, daß die Militärbehörde diesen öffentlichen Skandal nicht wieder in gewohnter Weise vertusche. Es verlautet, daß morgen in dieser Angelegenheit eine Interpellation an den Kriegsminister gerichtet werden wird. Der verfolgte Soldat ist, wie wir weiter vernehmen, seiner Nationalität nach ein Székler, von Konfession Sabathianer.“

Als David diese Nachricht in der Astrapee gelesen hatte, änderte er sein Vorhaben, auf's Leopoldifeld zu seinem Vater zu gehen. Wie die Sachen jetzt standen, mußte er in die Burg in seine Regimentskaserne und melden: er sei eingerückt, man brauche ihn also nicht zu suchen.

Er war im Militär wie im Zivile zu einem solchen Renomée gelangt, daß an ein Entkommen gar nicht einmal zu denken war.

ergießt; von da schoß dann endlich ein gewaltiger Wasserstrahl in die Höhe, welcher hundert Eimer in der Minute ergab und von der Bergkuppe niederfallend einen ewigen Gießbach in künstlichem Bette, mit künstlichen Katarakten bildete. Dieser Brunnen allein kostete über eine Million; dafür bewirkte er aber auch, daß die Bäder an der Südseite Ofens ihre Wässer verloren, der Berghang aber in fabelhaft kurzer Zeit von dem neugepflanzten Walde überwuchert war.

Der Springbrunnen selbst hat dem Namen eines ungarischen Künstlers Weltruhm erworben. Er ist ein Meisterwerk der Skulptur, in weißem karpathischen Marmor ausgeführt: König Ladislaus der Heilige, seinen dürstenden Heerschaaren Wasser aus dem Felsen schlagend. Die Reiterfigur des Königs umgeben in künstlerischer Gruppirung die Gestalten der geretteten Frauen und der kriegerischen Männer, während das, aus den Händen des kumanischen Räubers befreite Mädchen auf den Knieen liegend dankbar den Steigbügel des Heiligen küßt. Das Becken des Brunnens ist aus grünem Marmor; an den vier Ecken desselben halten zur Erde gebeugte Ergonaden die Wappenschilde der vier Länder, auf den vier Mittelfeldern aber sind die Legenden König Ladislaus en haut-relief in jener seltenen und hochgeschätzten gelben Marmorsorte ausgeführt, welche die Bildhauer Giallo nennen.

Dieses Kunstwerk ist im Hofe des Palastes aufgestellt, welchen die nationale Eitelkeit die „Alhambra" genannt hat, ohne daß jedoch diese Bezeichnung im strengen Sinne des Wortes zu nehmen wäre. Nein gar so viele Hidalgos und Juden, wie hundertfünfundzwanzig Jahre hindurch die maurischen Könige von Abu-Abdallah an bis auf Alfaragi, hatte unser Mann denn doch nicht brandschatzen können, um ein Palais zu erbauen, in welchem vierzig tausend Menschen Wohnung finden. Aber der Styl des ganzen Gebäudes war jenem Baue aus der Märchenwelt abgelauscht, und es gab Reisende, die in der Bildsäulenhalle unseres Palais den Peridrom der Alberca wiederzuerkennen vermeinten, während der Springbrunnenhof mit den feinen, schlanken Säulen und der durchbrochenen Ornamentik seiner Arkaden und seinem vergoldeten Gitter an den „Löwenhof" erinnern soll; um die Täuschung vollständig zu machen, ist der Hofraum zu einem Gar-

ten des Südens gestaltet; da prangen Palmen und Cypressen wie in ihrer Heimath, die traubenbehangene Rebe der Rialeja schlingt sich am Gemäuer empor und im Wasserbassin erblühen die duftigen gelben Rosen des Nuphar und die riesigen Wassertulpen der Victoria Regia. Der ganze Hof ist mit einer fünfzehn Klafter hohen Glaskuppel gedeckt und das Wasser des Springbrunnens ist warm. Die Lüfte Hispaniens erfüllen diesen Raum selbst im Winter: mitten in der rauhen Jahreszeit schafft sich die Erde, das tändelnde alte Kind, selbst ihren Frühling durch ihre warmen Gewässer.

Die Stelle, an welcher heute dieser Zaubergarten steht, dürfte ungefähr dieselbe sein, an welcher vor Zeiten das Haus eines ungarischen Dichters gestanden, dessen Werke damals von Vielen gelesen wurden. Mit dem Schutte des kleinen Häuschens hat man längst die Untiefen in der Umgebung ausgefüllt, die Werke des Dichters aber kennt nur mehr der Franz Toldy der Neuzeit; Alles was von ihm auf das künftige Jahrhundert gekommen, sind vielleicht jene drei silberbelaubten Linden, die er mit eigenen Händen gepflanzt hat. Diese wird Niemand aushauen: es schützt sie der heilkräftige Duft ihrer Blüthe; in die Rinde ihrer Stämme eingeschnitten lebt auch der Name des ehemaligen Besitzers mit ihnen fort . . .

Der Crösus, der das Palais erbaute, wollte des Guten allzuviel; vielleicht wollte er zeigen, daß er in verschiedenen Schulen der Architektonik bewandert sei, vielleicht auch wollte er blos dem Geschmacke der Hauptstadt Rechnung tragen, welche in ihren verschiedenen Gebäuden Muster aller architektonischen Manieren der alten wie der neuen Zeit aufzuweisen hat: ein Museum in griechischem Styl, ein großes Opernhaus in französischer Manier, ein Ballhaus in byzantinischem Geschmacke, einen Hippodrom nach dem Muster der Pekinger Pagode, ein National-Pantheon, den römischen Mausoleen nachgebildet, einen Tunnel mit egyptischem Portale, ein Landhaus im Renaissancestiel und ein Polytechnikum mit altdeutschen Feuermauern; Reihen von Palästen in wechselndem Geschmacke aller Nationen und Perioden der Geschichte, mit flachen und spitzigen, mit stockhohen und verschwindenden Dächern, mit rothgetünchten Außenwänden und mit Rococo-Verzierungen, Bildwerken, Erkern, Rondellen und Balkons, eiserne Gebäude mit

Glasbedachung und vor Allem Kirchen in der größten Mannigfaltigkeit: ein gothisches Münster, eine Basilika mit Kuppelbau, eine mit moskowitischen Spitzkuppeln prangende serbische Kirche und, besonders bemerkenswerth, einen Rathhausthurm nach dem Modelle eines „opus rusticum" geformt. Es ist also immerhin auch das denkbar, daß der vornehme Bauherr hinter diesen zahlreichen guten Exempeln nicht zurückbleiben wollte. Er ließ zu seinem Palais im Geschmacke der Alhambra ein egyptisches Eingangsportal bauen, legte Wirthschaftsgebäude in chinesischem Geschmacke an und als ihm beim Planiren die kahle Steinwand des „Szechenyihügels" als Hintergrund blieb, ließ er in derselben nach dem Vorbilde des indischen Tempels zu Ellora einen — Keller aushauen.

Das Innere des Palais war nicht minder mit Pracht in jedem Genre reich bedacht. Die ineinanderlaufenden Wölbungen der hohen Säle, von denen, wie von der Decke einer Tropfsteinhöhle, die phantastischen Schnörkel der Spitzbogen niederhangen, sind durchwegs aus dem theuersten Marmor gemeißelt; die Wandfüllungen sind mit dunkelblauem Lapis Lazuli, mit grün geflammtem Malachit und den purpurfarbnen Platten des in den letzten Jahrhunderten verloren geglaubten, nunmehr aber wieder entdeckten „Porporino"-Steines getäfelt, die Fenster mit Meisterwerken der mittelalterlichen Glasmalerei, an anderer Stelle wieder mit den transparenten Bildern der neuerfundenen Lithophanie ausgestattet; als Teppiche prangen Gobelins aus dem vorigen, Stickereien von Beauvais und Flandern aus dem fünfzehnten Jahrhunderte und die heutzutage schon so seltenen d'Arazzis: Szenen aus der Mythologie in Seide eingewoben. Das Schnitzwerk des Ameublements ist in Jean Goujon's Manier gehalten, nur daß dieselbe durch Anwendung moderner Erfindungen in anachronistischer Weise gefälscht ist: hier Nußholz, mit Kressylalkohol dunkelblau gebeizt, dort violettes Königsholz, ein amerikanischer Importartikel; Schnitzereien in Elfenbein, in griechischem Geschmacke bemalt; Bronzestatuen mit dem edlen, grünen Roste des „koryntischen Erzes" überzogen. Prachtvoll damascirte Eiscaschränke mit Gold und Silber ausgelegt, venetianische Spiegel mit Delaulne's Bachantinen in gewagter Gruppirung auf den Rahmen, Himmelbetten mit Brokatvorhängen, Kamine mit mächtigen Wappenschildern,

Bücherschränke mit Gallerien; Porzellan von China und Sèvre und Japan und Herend in allen erdenklichen Formen und Artikeln, italienische Fayence und Palissis Gebilde, alle möglichen Erzeugnisse der Ceramischen Werkstätte in verschwenderischer Fülle; im Waffensaale prachtvolle Brustharnische, Schilde und vollständig gerüstete Panopliten, auf deren Panzer Giulio Romano's Schildereien in Gold ausgelegt sind; in der Bildergallerie die Meisterwerke berühmter Maler aller Schulen; im Raritätenkabinete seltene Geschmeide, Gefäße aus Krystall und Achat und wundervolle Uhren, darunter Guido Baldo's Uhr im Steine eines Fingerringes, welche ganze und viertel Stunden schlägt, — die Uhr des Erzbischofs Parker von Canterbury im Knaufe eines Spazierstockes, welche nur alle Woche einmal aufgezogen zu werden braucht, und meisterhafte Nachbildungen der künstlichen Uhrwerke zu Straßburg und Lyon.

Uebrigens sind unter allen diesen Meisterwerken der Imitationen mehr, als der Originale. Die Fabriksindustrie der Zivilisaton des zwanzigsten Jahrhunderts ist bereits in der Lage, Alles was uns die Kunst unserer Vorfahren an Meisterwerken von Menschenhänden hinterlassen hat, auf Fabrikswege herzustellen. Rubens und Tintoretto werden in Oelfarbendruck mit täuschender Vollkommenheit kopirt, der Encaustik entspricht die Lithophanie, Benvenuto Cellini's Ciselirarbeiten werden auf galvanoplastischem Wege auf einen Haarstrich nachgeahmt; Gobelins liefert der Maschinenwebstuhl; das Elfenbein wird nicht mehr geschnitzt, sondern — nach einer Erfindung Rouvier's — zu Pulver zermahlen und mit Schellak und Alkohol gemengt, unter die Glocke der Luftpumpe gebracht und hierauf in Modellen gepreßt; das ehemalige kostbare korintische Erz wird durch Princemetall, das Gold durch Chrysorin nachgeahmt; die getriebenen Eisenarbeiten werden in Formen gegossen, die Raritäten der Numismatik in Alfenoid und Bathmetall statt Silbers zu Tausend vervielfältigt; Marmor und Mosaiks werden — nach einer Erfindung Lippmann's und Schreckenburger's — in vollendetster Imitation aus einer, mit schwefelsaurem Aether versetzten Mischung von Kalk, pulverisirtem Marmor und mit Leinöl getränktem Thon hergestellt, — Thorwaldsen's, Canova's und besonders Pradier's sämmtliche hervorragende Werke aber werden längst aus einer zweimal

gebrannten und doppelt mit Alaun durchsetzten Masse gegossen, und nur der Kenner vermag den Stoff von echtem carariſchen Marmor oder von Alabaſter zu unterſcheiden.

Derlei Imitationen finden ſich ſehr viele in den Paläſten unſerer modernen Kröſuſſe. Der Luxus encanaillisirt ſich! Die ariſtokratiſche Herrſchaft der echten Originalkunſtſchätze, der aus der Erde gewühlten Antiken geht zu Ende. Heutzutage gräbt man eine eben vollendete Statue in Guano ein, nimmt ſie nach zwei Monaten wieder heraus, ſchlägt ihr einen Fuß ab — und die Antike iſt fertig; oder man hängt ein kaum erſt trocken gewordenes Wirthshausſchild in den Rauch und hat nach vierzehn Tagen einen Van-Dyk.

Trotzdem hatte aber die Alhambra auf der Fürſtenhöhe doch fünf Millionen gekoſtet.

Wenn Alles an und in derſelben echt geweſen wäre, hätte ſie fünfzehn koſten müſſen! Doch — wir beſcheiden uns auch ſo.

Der reiche, urſprüngliche Aquiſitor ſtarb und hinterließ fünf Söhne und drei Töchter. Die Mädchen bekamen jedes zwei Millionen, die Söhne je fünf, Majoresco aber fünfzehn und die ganze Alhambra.

Natürlich war der Erſtgeborne derjenige, der ſein Erbe am erſten durchgebracht hatte, eben weil es der größte Antheil geweſen war.

Als das Vermögen zur Neige zu gehen begann, wurde ihm die Alhambra zur Laſt.

Er ging (als Sportkamerad) die Miniſter an, ſie möchten die Alhambra aus Landesmitteln für den König ankaufen laſſen; er gebe ſie billig: für ſieben Millionen. Das Abgeordnetenhaus votirte die Summe. Endlich — ſieben Millionen nun ſchon hin oder her. Als aber der Geſetzentwurf zur Sanktion unterbreitet wurde, ſaß bereits Árpád II. auf dem Throne. Dieſer Fürſt iſt, wie wir wiſſen, ein genauer Wirth, und wies das Geſetz zurück. Er brauche die Alhambra nicht.

Der Majoresco konnte ſie aber eben auch nicht brauchen, denn die Erhaltungskoſten derſelben betragen jährlich an hundertfünfzigtauſend Gulden. Alſo nahm er ſich einen gewaltigen Anlauf zur Hochherzigkeit und ſchenkte die ganze Alhambra mit allen ihren Kunſtſchätzen der erhabenen Nation.

Die erhabene Nation bezahlte nun ein paar Jahre lang die hundertfünfzigtausend Gulden jährlicher Erhaltungskosten.

Da standen mit einem Male die Gläubiger des Majoresco auf und machten geltend: derselbe habe gar kein Recht gehabt, die Alhambra wegzuschenken, denn sie gehöre zur Concursmassa! Es bildete sich ein Consortium zur Rangirung der zerfahrenen Vermögensverhältnisse des Majoresco, welches die Alhambra mit Beschlag belegte und alles Ernstes drohte, es werde die Kunstschätze unter den Hammer bringen, den Marmor, die Säulen und Statuen als Baumaterialien verkaufen und den herrlichen Park niederhauen und als Brennholz nach der Klafter versilbern lassen.

In dieser großen Noth ereignete sich der unerwartete Glücksfall, daß der Czar Constantin durch die Petersburger Palastrevolution entthront wurde, und mit seiner Tochter nach Ungarn flüchtete. Das Consortium nahm ihn sofort in's Gebet und ließ ihn nicht mehr zu Athem kommen, bis es ihm die Alhambra für zwei Millionen Gulden angehängt hatte: das Anschauen allein ist das Geld werth!

Auf diese Weise war die Alhambra nach dem Tode des kränklichen Czaren in den Besitz der Großfürstin Hermione Peleia gekommen.

Das „Pellagra Miserorum.“

Das Kind der Pförtnerin, ein flachshaariger kleiner Krauskopf, ging Rosalien voran, einen säulengeschmückten, offenen Corridor entlang, dessen nach maurischem Schnitte geformte Spitzbogen die Aussicht gen Osten boten; am Ende desselben führte eine breite Treppenflucht aus weißem Marmor, zu beiden Seiten mit Marmorstatuen von Janephoren geschmückt, welche Vasen mit lebenden Blumen auf den Köpfen trug, zum Vorsaale hinan. Vor der offenstehenden Flügelthüre des Vorsaales blieb das Kind stehen, zog sich scheu nach rückwärts, wies lautlos vor sich hin und lief dann eilends zurück. Ihm war nicht erlaubt, hier einzutreten.

Rosalie stand mit beklommener Brust am Eingange still. Das domähnliche Gewölbe des Saales ist mit Lapis Lazuli bekleidet; die vergoldeten Kuppelbogen desselben laufen inein=

ander und hangen vereinigt wieder herab, gleich ebensovielen Säulenkapitälern, unter denen man die Schäfte weggenommen hat; die dunkelblauen Felder der Decke sind mit goldenen Sternen übersäet. Vier hochstehende Fenster sind mit Lithophantafeln aus je einem Stücke geschlossen, von deren milchweißem Grunde sich durchscheinende Geniengestalten abheben, Geisterbilder, weiß in Weiß gemalt. Diese Beleuchtung erzielt ein gewisses überirdisches Halbdunkel in dem geräumigen Saale, dessen Estrich eine große sonnenförmige Figur aus gelbem Marmor in blauem Marmorgrunde zeigt.

Im Hintergrunde des Saales standen zwei Frauengestalten.

Die eine derselben ist eine hoch und schlank gewachsene, jugendliche Dame. Antlitz und Gestalt erinnern an Phidias' Standbild der Pallas Athene, dieselbe minervische Ruhe, dieselbe göttergleiche Vollendung in jedem ihrer Züge: mit Stolz gepaarte Güte. Ihr dunkles Haar schlingt sich, zu einer hohen Flechte gewunden, um den Kopf. Ihr großes, durchdringendes Auge senkt seinen Blick durch das Auge des vor ihr Stehenden bis in die Tiefen der Seele desselben. Ihr Gewand ist schwarz und anschließend: um ihre Taille schlingt sich ein breites, orangegelbes Band, dessen Enden zur rechten Seite bis an den Saum des Kleides niederhängen.

Die zweite der Frauen ist eine bejahrte Dame; eine hagere Gestalt, mit kurzem, ohne jeglichen Schmuck glatt zurückgekämmten Haare, knochigem Gesichte, männlicher Stirne, zusammengepreßten Lippen. Sie trägt Brillen, wodurch das Starre ihres Blickes nicht eben gemildert wird. Ihr Anzug ist gleichfalls schwarz, doch mit weißem Gürtel.

Vor diesen zwei Frauen stand nun das Mädchen im rosenfarbenen Kleide, mit dem dreifachen Gürtel und dem Kopfputze à la Faustina.

— Wozu sind Sie hieher gekommen? fragte die jüngere der Frauen mit klingender Altstimme; dabei war ihr Blick kalt wie Marmor.

— Um hier zu bleiben.

— Wer hat Sie hieher gebracht?

— Mein Verlobter.

Auf dieses Wort warf die Dame betroffen den Kopf zurück und betrachtete die vor ihr stehende Gestalt mit prüfendem Blicke.

— Wissen Sie, wohin Sie gekommen sind?

— In ein Asyl, wo Frauen der Pflege weiblicher Kranken obliegen.

— Und hat man Ihnen gesagt, was für Kranke das sind?

— Die Pellagra-Kranken.

— Und wissen Sie, was das ist: das Pellagra?

— Nein.

— Das will ich Ihnen gerne glauben; die in Seide einhergehen, kennen diese Krankheit nicht, — sie ist ja das Pellagra „Miserorum“: die Seuche Derer, die in Noth und Elend leben. Bitte, Doktorin, erklären Sie doch dem verehrten Fräulein was das Pellagra Miserorum ist.

Auf diese Aufforderung trat die alte Dame vor, nahm die Brille ab, wischte sie mit dem Taschentuch rein, setzte sie wieder auf und schickte sich sodann mit aller Pedanterie eines Gelehrten zu folgendem Vortrage an:

„Das Pellagra Miserorum ist eine jener Seuchen, welche als lokalisirte Uebel den Fachgelehrten längst bekannt, Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende lang schleichend und unbeachtet in einzelnen Erdenwinkeln vorkamen, bis sie, mit einem Male aus ihrer ursprünglichen Heimath plötzlich hervorbrechend, sich mit rapider Schnelligkeit über ganze Welttheile verbreiteten; ja manche derselben machten die Runde um den ganzen Erdkreis. So gingen die Pocken von Afrika, die Cholera von Ostindien, das gelbe Fieber von Brasilien, die kindertödtende Noma von China, der schwarze Tod von Palästina aus, und rafften Millionen Menschen dahin. So gibt es auch heute noch lokalisirte Uebel: die Spakelshed in Norwegen, die Malaria in den Sumpfgegenden der Maremmen, den Kretinismus in den Gebirgen Savoyen's, das Berriberri in Nepaul, die Framboese in der Provence, das Cirragra in Polen.

„Diese Krankheiten haben eben ihren verwüstenden Umzug noch nicht begonnen; sie werden ihn aber antreten, früher oder später. Außerdem gibt es grassirende Uebel, von denen nur die armen Klassen befallen werden. Derlei sind die Rupia, der Ergotismus, eine Vergiftung durch Mehl, welches mit Mutterkorn versetzt ist. Zu diesen endemischen Krankheiten wurde noch im vorigen Jahrhundert das Pellagra gezählt. Es war nur in einer Gegend Italiens heimisch, nur bei jener

Volksklasse, welche sich von Mais nährte, und befiel merkwürdiger, wissenschaftlich noch bis zur Stunde unerklärter Weise mehr die Frauen als die Männer und die Jugend mehr als das Alter. Die italienischen Aerzte nannten es „Mal rosso“. Die Entstehungsursache war bekannt. Den Mais pflegte in jenen Gegenden ein mikroskopischer Pilz zu befallen, — „Verderame“ nannte man diese Pflanzenkrankheit im Volksmunde, welcher mit dem „Oïdium“ der Weinrebe einer und derselben Familie angehört; seit das Uebel allgemein verbreitet ist, kennt die Wissenschaft dasselbe unter der Benennung „Zeïdion Toxicon“. Später trat es auch in Ungarn, Serbien und Rumänien, jedoch überall vorerst nur sporadisch auf. Deutschland, wo der Mais nicht cultivirt wird, blieb gänzlich verschont, hat aber dafür eine andere Landplage: die „hessische Fliege“, Cocydomia destructor. Dieses Uebel hat wieder folgenden Ursprung: Friedrich II., Kurfürst von Hessen, schloß zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges mit England einen Vertrag, kraft dessen er dieser Macht Hilfstruppen aus seinen Landeskindern stellte und dafür nach jedem Mann, der in Amerika zu Grunde ging, tausend Thaler Entschädigung bekam. Das Geschäft trug dem Fürsten einundzwanzig Millionen Thaler an solchen Prämien ein. Schade, daß das Conto nicht mehr betrug. Einige tausend hessische Kriegsleute ließen ihre Haut doch nicht für tausend Thaler in Amerika, sondern kamen wieder nach Europa zurück. Dafür brachten sie aber — im Bettstroh — ein Andenken mit, das sein Geld werth ist: jene verwünschte Motte, welche man die hessische Fliege nennt.

„Zehn Jahre später war dieses Insekt eine Geißel der Landwirthe Deutschlands geworden. Es legt seine Eier in die Blattansätze des Weizen- und Kornhalmes und macht dadurch die Saat aussterben. Die hessische Fliege zieht in Schwärmen, gleich der Wanderheuschrecke; kein Fluß, kein Gebirge vermag sie aufzuhalten. Wo sie sich niederläßt, folgt Hungersnoth ihrer Spur; die Nährpflanze verkümmert. — Anderthalb Jahrhunderte hindurch blieb dieses hessische Geschenk Deutschland ausschließliches Eigenthum, dann aber drang es auch nach Ungarn herüber. Und hier hatte die Coccydomia die eigentliche Erscheinung im ganzen Gefolge, daß sie nebst dem Weizen auch den Mais angriff und von diesem das Zeïdion

toxicon auf die Weizen- und Kornpflanze übertrug. Die Folge war, daß die mit Zeïdion toxicon behafteten Weizen- und Roggenkörner, welche beim Vermahlen mit in's Mehl geriethen, mit einem Male über das ganze Land das Pellagra verbreiteten. So trat die Krankheit, welche bisher endemisch gewesen war, plötzlich epidemisch auf. Ihr Keim liegt im täglichen Brode, um welches die Menschheit zum Himmel ruft. Die Reichen verwahren sich dagegen mit Leichtigkeit: ihre Köche untersuchen das Mehl vor dem Gebrauche mit dem Mikroskope, ob kein Zeidium darinnen ist? und arme Leute lassen sie nicht in ihre Nähe kommen. —

„Das Pellagra vereint die infernalischen Eigenschaften aller bisherigen Pestilenzen in sich: es ist kontagiös, wie die schwarzen Pocken; es verbreitet sich nach Maßgabe der Empfänglichkeit des Gemüthes und der klimatischen Verhältnisse, gleich der Cholera; es ist qualvoll wie der Typhus, ekelhaft wie die Pest. Eine einzige — und auch diese eine mildernde — Eigenschaft dieser ehemaligen Würgengel vermissen wir an ihm: die Eigenschaft, schnell zu tödten. Das Pellagra tödtet sein Opfer nicht, — aber es martert es Monate lang. Es zeigt sich anfangs im Gesichte und an den Händen in Gestalt rosenfarbiger Flecken; hierauf stellt sich Eckel und Fieber ein und dann vergeht es wieder. Aber nach einem Jahre kommt es gewiß von Neuem zum Vorschein. Nunmehr brennen die rosenfarbenen Flecken und brechen auf und mit ihnen zugleich brennt es wie Feuer im ganzen Lebensorganismus; der Kopf ist betäubt, das Rückgrat schmerzt, jede Muskel wird von Krämpfen befallen, das Blut sickert durch die Oberhaut hervor, die Nerven sind angegriffen; endlich stellen sich Tobsucht und Selbstmordmanie ein — und der Kranke stirbt noch immer nicht: er lebt fort, ja er genest. Aber zu welch einem Leben ersteht er wieder?! Sein Gehirn ist blöde geworden: er bleibt stumpfsinnig für zeitlebens; das Gesicht ist von Wundstellen aufgedunsen, faltig und vor der Zeit gealtert; der Schädel ist kahl. — Das ist das Pellagra miserorum."

— Haben Sie verstanden? fragte die Großfürstin Hermione Peleia das Mädchen im rosenfarbenen Kleide. Wissen Sie nunmehr, was da unten haust, in jener Welt, wo man grobes Tuch statt des Sammets trägt? Und der Sammet

schützt nicht vor dem Pellagra, wenn er zufällig mit dem Kittel in Berührung kommt. Das Uebel der Bettlerin befällt auch die Fürstin, wenn sich beide in die Nähe kommen. Deshalb sind in den Palästen der Hauptstadt die Thore auch am Tage geschlossen. Die selbstaufopfernden Frauen aber, die sich der Aufgabe geweiht haben, die Qualen dieser Elenden zu lindern, die sind es, die sich die Parabolanerinen nennen; ihre Tracht ist ein schwarzes Gewand mit orangegelbem Gürtel: die Farben der Nacht, des Todes, des Elends — beide vereint ein Gegenstand des Widerwillens in Eurer Hauptstadt. Eben deshalb tragen die Parabolanerinen diese Farben, damit ihnen instinktmäßig Jedermann ausweiche, wenn sie auf der Straße unter dem Volke erscheinen: „Ha — eine Schwarzgelbe!" Sie trägt ja möglicherweise das Miasma des Pellagras mit sich herum! — Wollen Sie dieses Gewand anlegen?

— Ich bin bereit.

Hermione Peleia preßte die Lippen aufeinander und betrachtete lange mit prüfendem Blicke Rosaliens rosige Wangen. Sollte diese Farbe natürlich, diese Ruhe ungekünstelt sein? Vielleicht hatte sie gar nicht verstanden, was ihr die Doctorin erklärte? Die Großfürstin sprach einige Worte in einer, Rosalien unbekannten Sprache zu der Doctorin, worauf diese den Saal verließ.

— Warten Sie, bis die Doctorin zurückkommt.

Beide Frauen verharrten schweigend.

In der gedankenschweren Stille kam ein großer Falter von Außen durch die offene Thüre hereingeflattert, ein prachtvoller Papilio Io; er umkreiste die beiden Frauen, ließ sich auf einmal, einer lebendigen Agraffe gleich, auf Hermionens Diadem herab und schlug die glänzenden, farbenprächtigen, mit Pfauenaugen gezeichneten Flügel; dann erhob er sich wieder, umschwärmte die Beiden, als ob er sie, selbst ein Symbol der „Unsterblichkeit", mit dem Zeichen der „Ewigkeit" (∞) umfassen wollte, ließ sich abermals für einen Moment auf Rosaliens Schulter nieder und flog dann wieder hinaus in's Freie.

In diesem Augenblicke kam die Doctorin zurück. Sie führte eine schwankende Frauengestalt mit sich, deren Kopf mit einem dichten Schleier verhüllt war.

Die Großfürstin Hermione Peleia sprach zu Rosalien:

— Hier ist ein Geschöpf, welches das Pellagra ausgestanden. Betrachten Sie es doch einmal.

Auf einen Wink der Großfürstin nahm die Doctorin den Schleier vom Haupte der taumelnden Gestalt hinweg.

Ein entsetzlicher Anblick! Ein Weib mit einem Gesichte ohne Haut und einem Haupte ohne Haar. Der Schmelz der zarten Haut jenes Blattes voll der Wundermärchen der Freude und der Scham und der Wonne — vernichtet und verwüstet, und jener Wald von Seide, jene goldige Wucherblume der Anmuth — dahin! Ein Glück noch, daß ewiger Stumpfsinn ihren Geist umnachtet: die Aermste ist sich nicht bewußt, was mit ihr vorgegangen ist.

— Sehen Sie diese Gestalt; vor einem Jahre noch war ihr Antlitz weiß und roth, wie das Ihrige, und ihr blondes Haar reich und lang, wie das Ihrige, — sprach die Großfürstin und ihre Stimme tönte wie eine Geisterglocke. — Das sind die Wirkungen des Pellagra Miserorum! Es läßt keine Todten zurück, sondern Gespenster. Wollen Sie unter die Parabolanerinen treten?

Rosalien flimmerte es vor den Augen, der Kopf schwindelte ihr, jeder Nerv erstarrte in ihr bei dem Anblicke dieses Schreckbildes — „O, das ist entsetzlich!“ — dann dachte sie an die Sabina zurück und antwortete ruhig:

— Ja wohl, ich will.

Hermione Peleia traute Rosalien noch immer nicht. Dieses Gesicht! dieses Aussehen!

— Nun denn, so wollen wir einen Gang durch die Säle machen, sagte sie und winkte der Doctorin. Diese führte das unglückselige Gerippe mit sanfter Behutsamkeit zu einer rückwärtigen Thüre, übergab es dort einer der diensttthuenden Frauen und fragte zurückkehrend: — Gehen Ew. Hoheit mit?

— Jawohl.

Die Großfürstin ging voran, die Doctorin zuletzt; zwischen beiden die Novize im rosenfarbnen Kleide.

Sie schritten aus dem domähnlichen Saale, über eine breite Marmortreppe in den Mittelstock hinauf, dessen Fenster nach dem Garten gingen.

In den Räumlichkeiten des Mezzanins waren die Pellagrakranken des ersten Stadiums untergebracht.

Von den prachtvollen Frescomalerein der herrschaftlichen Säle war nichts zu sehen; ebensowenig von den kostbaren Mosaiks der Fußböden. Alles war mit jenem neuerfundenen Stoffe bekleidet, welcher „Kamptulikon" genannt wird; derselbe ist aus vulcanisirtem Kautschuk und Korkholz gefertigt; er kann gewaschen werden, trocknet augenblicklich und hat gegen das Gemäuer den Hauptvorzug, daß er das Miasma nicht so leicht aufnimmt. Alle Fenster standen offen, um der Luft freien Zutritt zu gestatten und waren mit Netzen aus Palmenbast versehen, dessen Geruch die Fliegen vertreibt. Im ganzen Palais war der durchdringende Geruch des Phenilätherſ verbreitet.

In diesen Räumen herrschte noch tiefe Stille: die Kranken lagen ruhig auf hydrostatischen Unterbetten, welche den Körper fortwährend kühl erhalten. Das Heilverfahren war hier noch ein blos vorläufiges: strenge Diät, kaltes Wasser; bei Manchen hilft auch der Melitismus: die Honigkur. Neun Zehntheile dieser Abtheilung verlassen nach einigen Wochen geheilt — für dermalen wenigstens — das Krankenlager und es ist möglich, daß nach Ablauf des kritischen Jahres das Uebel nicht mehr neuerdings zum Ausbruche kommt. Diese Kranken bedürfen noch keiner eigentlichen Pflege, sondern blos einiger Obsorge; die Wärterinnen sind meist junge Geschöpfe. In diesem Stadium ist die Krankheit auch noch gar nicht besonders ansteckend.

Alles das theilte die Doctorin Rosalien mit. Sie sagte ihr überdies, daß man Jene, bei denen die Krankheit schon ins zweite Stadium übergeht, wobei sich die rosenfarbenen Flecken im Gesichte und an der Handwurzel zu bräunen anfangen und sich Magenbeschwerden einstellen, von hier entferne, damit die leicht erregbaren Gemüther der Kranken des ersten Stadiums nicht durch die Lauterscheinungen beunruhigt werden, welche mit dem weiteren Verlaufe des Uebels verbunden zu sein pflegen. Denn eines der Hauptgeheimnisse der Krankheit ist der Gemüthszustand. Wer sich nicht fürchtet, kann davonkommen; wer aber beklommen, furchtsam, zornmüthig, ungeduldig ist, verfällt dem Uebel immer mehr und mehr. Hierin hat das Pellagra große Aehnlichkeit mit der

Wasserscheu, welche viele Menschen, die von einem Hunde gebissen worden sind, von der bloßen Einbildung bekommen, wenngleich der Hund nicht wüthend gewesen ist, ja die man sogar vom bloßen Ansehen eines Wasserscheukranken bekommen kann.

Rosalia erklärte, sie fürchte sich nicht, auch in jene Säle hineinzugehen, wo die schwerer Kranken liegen.

So gingen denn alle drei Frauen in das Stockwerk hinauf.

Eine Enfilade von zwölf Sälen, zu einem Spitale eingerichtet. Der das Palais erbaute, hat offenbar auf viele Gäste gerechnet, aber auf so viele denn doch nicht. Die Betten waren in Doppelreihen aufgestellt.

Hier wurde hinter den Bettgardinen hervor schon Aechzen und Stöhnen hörbar, und zwar nach den inneren Sälen zu immer lauter und lauter. Die Kranken dieser Abtheilung stehen schon Qualen aus; Weinen und Wehklagen, die Töne des Ekels und Abscheues werden laut; die Eine lacht vor Schmerz hell auf, als ob man sie kitzelte, — eine andere würgt und knirscht schaudernd mit den Zähnen.

Und ihre Gesichter! — verzerrt von dem Ausdrucke der Angst, der Verzweiflung in hunderterlei Gestalten. Sie beten und bitten um Erlösung von ihrer Pein; sie flehen, man solle ihnen doch Gift geben, Gift, welches schnell tödtet.

Die Parabolanerinen aber, im schwarzen Kleide und gelbem Gürtel, walten ruhig und geräuschlos von Saal zu Saal. Ihre Aufgabe ist eine schwierige, denn die Opfer des Pellagra sind nicht so leicht zu pflegen, wie andere Kranke. Ihnen kann man die Medizin nicht von Weitem, mit dem Löffel reichen; sie muß äußerlich angewendet werden, — und das ist eine äußerst heikle und schwierige Methode: das endermatische Heilverfahren. Diese Methode wurde schon im vorigen Jahrhunderte von Bally, Orfila und Magendie, und mit noch mehr Erfolg von Lesieur angewendet. Die Oberhaut, die Epidermis, wird abgelöst und dann auf der lebendigen Haut das heroische Heilmittel eingerieben: mineralischer Merkur, schwefelsaures Morphium, in den hartnäckigsten Fällen Salamandrin. Und das brennt! Durch alle Adern des Kranken wogt es wie Feuer, die Gluth dringt bis in die Eingeweide hinein und nach der primären Wirkung schmerzt jede Faser im

Körper. Aber die Cur wirkt. Die endermatische Methode ruft an der eingeriebenen Stelle eine kritische Entzündung hervor; — wenn diese regelmäßig verläuft, so ist der Kranke gerettet; das Blut scheidet den Peststoff aus, das Denkvermögen bleibt erhalten und das Gesicht unversehrt; nach einigen Wochen ist er genesen und das vergiftete Brod schadet ihm fürderhin nicht mehr: er ist geimpft dagegen.

Von den Kranken des zweiten Stadiums verlassen vier Fünftheile das Asyl der Parabolanerinen geheilt, höchstens mit einigen leichten Narben, wie zum Andenken, im Gesichte und an den Händen.

Der Rest aber leidet das ganze höllische Uebel bis ans Ende.

Diese Abtheilung ist in einem besonderen Saale untergebracht.

Die Großfürstin und die Doctorin schritten durch die Säle und erkundigten sich bei den Wärterinen um die Entwicklung einzelner Fälle; dabei beobachteten sie aber Beide aufmerksam den Eindruck, welchen die Erscheinungen dieses Reiches der Schmerzen auf Rosalien machten.

Diese aber verrieth weder Angst noch Abscheu.

Eben sollte einem jungen, pellagrakranken Mädchen am Arme frische Medizin eingerieben werden; Rosalia trat hinzu, faßte die contagiöse Hand der Kranken und half während der schmerzhaften Operation ihren Arm halten.

— Dem Mädchen tritt kein Schweiß ins Gesicht; flüsterte die Doctorin der Großfürstin zu.

— Gehen wir in die dritte Abtheilung hinüber, erwiderte die Großfürstin.

In diesen Saal trat die Doctorin zuerst ein, nach ihr die Großfürstin und zuletzt Rosalie.

Hier standen etwa zwanzig Betten, vor jedem Bette zwei Wärterinen. In jedem Bette lag eine tobende Kranke.

Diese stöhnten, jammerten nicht mehr — diese fluchten.

Sie verwünschten die Welt und Diejenigen, die sie in die Welt gesetzt hatten. Sie schmähten die würdigen Frauen, die ihrer Wartung oblagen, und als sie der Doctorin ansichtig wurden, schrien ihr Alle in einstimmigem Gekreische entgegen:

„Da kommt die Giftmischerin!“

„Du Mörderin!“ krächzte aus einem Bette eine Furie, in deren Angesicht nichts Menschliches mehr war, und wies mit ihrer abgezehrten Hand auf die Doctorin; dann warf sie sich im Bette zurück, schlug beide Arme über den Kopf zusammen und hielt den Athem an, als ob sie sich todtstellen wollte.

Die Oberaufseherin eilte den Eintretenden entgegen.

— Wirken die Haemospasien? fragte die Doctorin.

(Es sind das Kautschukschläuche, welche an die Fußsohlen der Kranken angesetzt und dann ausgedehnt werden; sie wirken als riesige Schröpfköpfe: sie ziehen nämlich das Blut vom Kopfe nach den unteren Extremitäten. Sie wurden den an Pellagra im höchsten Stadium Leidenden applizirt.)

— Die körperlichen Schmerzen nehmen ab, seit sie angesetzt sind, antwortete die Wärterin, aber die Gemüther sind dafür desto reizbarer; wenn sie sich auch einmal sämmtlich beruhigen, — wie Eine zu rasen anfängt, bringt sie sofort wieder Alle in Aufruhr.

— Wir werden schließlich noch genöthigt sein, sie Jede in einer besonderen Zelle unterzubringen! bemerkte die Großfürstin.

— Das würde noch schlimmer sein, erwiderte die Doctorin. Da befällt sie wieder Melancholie, und diese ist noch ärger als die Tobsucht.

Unterdessen hatte sich Rosalia dem Bette der Frau genähert, welche sich todt stellte. Es schien sie eine gewisse gefährliche Neugierde dahin zu ziehen. Die Gestalt war auch gar zu entsetzlich mit den Flechten auf den Händen und im Gesichte.

Aber das Weib schlief nicht. Kaum daß Rosalia nahe an sie herangetreten war, fuhr sie auf einmal in die Höhe, ergriff blitzschnell mit ihrer schwürigen Hand Rosaliens Kleid und schrie sie zähneblöckend an:

— Was hast Du da zu gaffen, geputztes Gespenst Du? Komm her und schau Dich satt an mir! Nun — hast Du noch keinen Affen gesehen?

Die Großfürstin und ihre Begleiterinnen bemerkten den Auftritt erst, als er schon geschehen war.

Rosalia schrie nicht auf. Sie gab sich keine Mühe, ihr Gewand aus den Händen der Tobenden frei zu machen, —

was übrigens auch ein fruchtloses Beginnen gewesen wäre. Sie trat ganz nahe an sie heran und antwortete ihr mit vollkommener Ruhe:

— O doch habe ich schon einen Affen gesehen, und zwar einen wunderschönen. Er gehörte dem Vojvoden von Siebenbürgen, der ihn in Frack und Cylinderhut dahergehen ließ; er war ganz als vornehmer Herr gekleidet, nur daß er immer die Stiefel an den vorderen und die Handschuhe an den rückwärtigen Händen trug.

— Ah! machte die Kranke und grinste über den Einfall. Die Stiefel an den Händen und die Handschuhe an den Füßen — Teufelsvieh von einem Affen!

In ihrer Ueberraschung hatte sie Rosalien's Kleid aus den Händen gelassen. Diese konnte sich zurückziehen.

Aber sie that es nicht. Sie setzte sich vielmehr zu der Kranken hin, auf den Rand ihres Bettes, und fing an, ihr weiter zu erzählen.

— Ja wohl. Einmal war der Obergespan von Torda zum Vojvoden zum Besuch gekommen. Da deckte man im Vorzimmer einen Tisch für den Hußaren des Obergespans und brachte ihm zu essen. Der Muki aber — so hieß nämlich der Affe — stahl sich hinzu, setzte sich auf den Tisch und fraß dem Hußaren die Schüssel vor den Nase leer. Dieser aber beklagte sich dann später bei seinem Herrn, er sei hungrig geblieben, denn der „junge Graf“ habe ihm Alles weggegessen.

— Ha ha ha! schallte es in helllautem Gelächter von den Lippen der Tobsüchtigen. Nennen die das Rabenvieh gar Muki und den „jungen Grafen“ obendrein!

Auf das Gelächter waren die Kranken in den anderen Betten ebenfalls aufmerksam geworden und steckten nun die Köpfe aus den Bettvorhängen hervor, um zu hören, was da erzählt werde.

Rosalie sprach weiter.

— Das Schönste aber war, wie er einmal die Zeitung gelesen hat.

— Der Muki?

— Der Muki, ja. Der Graf hatte die Zeitung und seinen Tschibuk niedergelegt; da setzte sich der Muki in den

Lehnsessel, faßte mit seinen vier Händen das Zeitungsblatt an allen vier Ecken, mit dem aufgeringelten Schweife aber führte er den Tschibuk zum Munde; so saß er und las und rauchte dazu.

Das gefiel nun den Tobsüchtigen allen durch die Bank. Sie begannen zu lachen.

Rosalia aber fuhr in ihren Geschichten weiter fort:

— Einmal wieder erwischte der Muki das Rasirzeug des Grafen. Er setzte sich nun ebenfalls vor den Spiegel, seifte sich das Gesicht ein und fing an, sich zu barbiren. Natürlich schnitt er sich gleich beim ersten Striche tüchtig in's Gesicht. Seit der Zeit fing er dann, so oft er sah, daß sich der Graf rasirte, jedesmal an dessen statt jämmerlich zu schreien an, weil er meinte, das müßte jetzt dem Grafen ebenso wehthun, wie es damals ihm wehgethan hatte.

Nun lachte und lärmte und jauchzte auch schon der ganze Krankensaal.

Rosalia aber saß mitten in der infernalischen Szene da und winkte den Kranken mit rosigem Lächeln, still zu sein, — nunmehr komme erst das Beste.

Offenen Mundes horchten die Kranken ihrer Erzählung. Diejenige, an deren Bett sie saß, stützte das Gesicht mit beiden Händen und starrte sie an.

— Sein allerschönstes Stücklein aber war dasjenige, welches er ausführte, als die Königin von Rumänien in Siebenbürgen zum Besuche war: der Vojvode veranstaltete ihr zu Ehren einen großen Ball und von weit und breit waren hohe Herren und Damen dazu eingeladen. Den Muki sperrte man damit er während der Zeit nicht etwa wieder einen seiner tollen Streiche mache, in den Keller ein; er entwischte aber durch das Fenster und brachte eine große Büchse mit sich, in welcher der Graf seinen Vorrath an spanischem Schnupftabak aufzubewahren pflegte. Mit der sprang er geradenwegs in den Tanzsaal hinauf, wo die glänzende Gesellschaft bereits versammelt war; dort nimmt mein Muki, nicht faul, den Schnupftabak und verstreut ihn allenthalben im Saale unter die Sessel; dann versteckte er sich hinter eine große Blumenpartie. Bald darauf fängt der Contretanz an und die vielen seidenen Schleppen an den Damenkleidern wirbeln den Tabakstaub in die

Höhe; eine Comtesse macht: Hepczih! ihr Tänzer antwortet: Hapczah! Alle Welt fängt zu nießen an. Der Tabakstaub steigt immer höher, bis zum Orchester hinauf — Geiger und Trompeter nießen im Chorus: der Zeremonienmeister fällt in gelinde Verzweiflung und — nießt dazu, der Vojvode geräth in Wuth und nießt ebenfalls, und der gefeierte königliche Gast fällt vor lauter Nießen beinahe vom Thronsessel herab. So tanzten die nießenden Paare zu den Klängen des nießenden Orchesters und nießend stellte der Vojvode der nießenden Königin nießende Magnaten vor. Der Muki aber lachte sich hinter dem Boskette die Haut voll über den Spaß.

Aber auch das ganze Lazareth lachte darüber. Und wie sie lachten, die Aermsten! daß sie sich kugelten auf ihren Lagerstätten. Rosalia aber erhob sich, sanft lächelnd, vom Rande des Bettes und trat an die Seite der Großfürstin.

— Gehen wir, sprach diese.

Noch durch die geschlossene Thüre schallte ihnen das lustige Gelärme nach. Die Kranken erzählten sich unter einander wieder, was sie gehört hatten.

Die drei Frauen kehrten über eine Wendeltreppe geradenwegs in den großen Saal zurück

— Sie wissen wohl nicht, wie sehr viel Gutes Sie soeben gewirkt haben? sprach die Doctorin zu Rosalien. Sie haben die Tobenden lachen gemacht. Das größte Uebel bei dieser Krankheit ist stets die Beunruhigung des Gemüthes. Schon zu Boccaccio's Zeiten wußte man, daß es kein besseres Antidot gegen die Pest gebe, als ein heiteres Gemüth: so entstanden die hundert lustigen Geschichten. Jetzt werden die da droben einander fortwährend von Ihren Geschichten wiedererzählen, und wie die Eine das Wort nur ausspricht, werden die Anderen auch schon lachen. Das wird die Wirkung meiner Haemospasien unendlich fördern. Durchlaucht, dieser Neophite können wir das Kleid der Parabolanerinen anlegen.

Hermione Peleia schüttelte verneinend den Kopf.

— Nicht doch. Nicht das schwarze Kleid mit dem gelben Gürtel. Das ist das Kleid der Trauer. Sie bleibt hier, aber sie wird immer das rosafarbene Kleid tragen, und wenn die Kranken sie sehen werden, werden sie zu einander sagen: da

kommt das Mädchen im Rosakleide! Lassen wir ihnen Jemanden, dessen sie sich freuen können.

— Das ist wahr! sprach die Doctorin.

Die Großfürstin winkte ihr, sich zu entfernen, Rosalien aber, zu bleiben.

Als sie allein waren, trat Hermione Peleia vor Rosalien hin und fragte sie:

— Was hatten Sie für einen Grund, hieher zu kommen, und was bewegt Sie, hier zu bleiben? Ist denn dies nicht ein fürchterlicher Aufenthalt?

Gerade und ohne Rückhalt antwortete die Jungfrau der Jungfrau:

— Ich bin hieher gekommen und will hier bleiben, weil mir der Ort, von dem ich komme, ein noch weit fürchterlicherer Aufenthalt war: ich komme aus der Sabina.

Die Großfürstin fragte erstaunt:

— Sabina? — was ist das?

— Ew. Durchlaucht wünschen, daß ich es Ihnen sage?

Hermione Peleia winkte Rosalien, sich zu setzen, und ließ sich selbst in einem Stuhl mit einer hohen gewölbten Lehne nieder.

Rosalie setzte sich auf einen Schemel zu ihren Füßen und erzählte ihr, was die Sabina ist.

Die Narren der Flugmaschinen.

Es waren ihrer drei.

Der Straßenwitz hatte sie „die heilige Dreifaltigkeit" benannt.

Der Eine war über dem Bestreben närrisch geworden, die Lenkbarkeit des Luftschiffes zu Wege zu bringen; er bildet sich ein, er sei Gott der Vater, berufen, der unter einander hadernden Menschheit Donnerkeile von Nytroglycerin und wohlbemessene Wetterstrahlen auf die Köpfe herabzuschleudern. Seine Gestalt entspricht keinem Götterbilde irgend einer der europäischen Mythen, am allerwenigsten aber der Hauptgestalt in den christlichen Abbildungen Gottes: sein Gesicht ist aufgedunsen, der Bart röthlich und schütter, das Haupthaar wirr und borstig, die Stirne fleischig, die Gestalt untersetzt. Dieses

Aussehen hindert ihn gleichwohl nicht sich für den Herrn des Weltalls zu halten und die entsprechende Verehrung zu beanspruchen.

Der Zweite ist, und zwar nicht so ganz ohne Berechtigung stolz darauf, Gott den Sohn vorstellen zu können. Er läßt sich das hochblonde Haar lang wachsen und trägt es in der Mitte in zwei Scheitel getheilt; nicht minder ordnet er den röthlichen Bart sorgfältig in zwei herabhängende Spitzen, um der heiligen Gestalt des Nazareners zu gleichen.

Dieser war wieder über dem Versuche verrückt geworden sich ohne Luftschiff, blos mit Hilfe einer künstlich konstruirten und geheizten Maschinerie in die Höhe zu erheben. Er machte auch einen Versuch von der Tihanyer Bergkuppe aus, fiel aber sammt seiner Maschine in den Plattensee. Man fischte ihn zwar heraus, aber er war und blieb verrückt.

Diese zwei Menschen können einander nicht ausstehen. Einmal deshalb nicht, weil der Vater in keiner Weise anerkennen will, daß der Andere sein Sohn sein könne, und der Sohn hinwieder mit Jenem keinerlei Familienbeziehungen unterhalten mag; noch mehr aber hassen sie einander deshalb, weil Jeder das Wissen des anderen bestreitet, seine Berechnungen, Folgerungen und Entwürfe für unrichtig und unmöglich erklärt; und das pflegen Gelehrte, Techniker bekanntermaßen niemals zu verzeihen.

Zu diesen zweien nun kam als Dritter im Bunde Moses Tatrányi, David's Vater. Die Krankenwärter, die Wächter, der Gärtner, die Besucher machen kein Geheimniß daraus, daß dieser nunmehr den „heiligen Geist“ vorstelle.

Einmal, weil dadurch die Dreieinigkeit vollzählig wird, und dann, weil er in der That fliegen konnte, und zwar ohne Luftballon nnd ohne geheizten Mechanismus. Er hatte sich auch richtig — zu Schanden gefallen. Man sieht ihm's an: der eine seiner Arme ist nach rückwärts verrenkt, der eine Fuß contrakt, der Hals zur Seite gedreht; seine Kinnlade ist zerschmettert, das eine Auge sitzt tiefer als das andere: ein aus aller Symetrie verschrobenes menschliches Trapezoid.

Auf diesen sind die anderen Zwei erst recht wüthend!

Und das ist nur natürlich, denn er ist ein Gotteslängner; und sie wissen das. Er macht kein Geheimniß daraus, daß er

an keinen solchen Gott glaube, der einen Anfang und ein Ende habe; der da zürnt, wenn man ihn zum Zorne reizt, sich versöhnt, wenn man ihn besänftigt, schenkt, wenn man ihm gute Worte gibt und der von neun Zehntheilen seiner vernünftigen Geschöpfe nichts wissen will. Man sieht, was für ein grundverrückter Naniak dieser Mensch ist. Doch dieser generelle Atheismus möchte endlich immer noch hingehen; aber man sagt ihm überdies nach, er sei ein Sabbathianer. Als solcher hofft er auf das Erscheinen des Messias, — und das konnte ihm das jüngere Mitglied der Dreieinigkeit seines speziellen Eigeninteresses wegen nun und nimmermehr verzeihen. Beide zusammen sind sie ihm hauptsächlich deshalb aufsässig, weil seine Theorie der Flugmaschine die Construktionen Beider total über den Haufen wirft, vernichtet, unmöglich macht.

Und diese drei Menschen, die einander so sehr hassen, deren Jeder sich über den collektiven Spottnamen ärgert, welchen er mit den zwei Andern gemeinsam trägt, suchen nichtsdestoweniger immer und immer wieder einander auf. Kaum treten sie in den gemeinsamen Conversationssaal, kaum begegnen sie einander in den Alleen des Gartens, so hängt auch schon Einer an dem Andern; da gibts dann Debatten ohne Ziel und Ende, Jeder vertheidigt seine Berechnungen und opponirt denen des Andern.

Sie streiten und hadern miteinander, und doch können sie ohne einander nicht leben.

. . . . . Als David am Morgen nach der Verhandlung vor dem Kriegsgerichte seinen Vater im Irrenhause am Leopoldifelde aufsuchte, traf er ihn auch eben wieder in Gesellschaft der beiden andern Narren. Im Garten stand ein sechseckiges Lusthäuschen; „an“ diesem pflegten die drei verrückten Gelehrten ihre Disputationen zu halten. Wir betonen dieses an absichtlich; in der Regel trug nämlich ein Jeder eine tüchtige Partie Kreide in der Tasche, wählte sich eine der Bretterwände des Häuschens und schrieb dieselbe dann während der Beweisführung für seine Sätze dermaßen mit allen möglichen algebraischen Formeln voll, daß gegen Abend hin alle sechs Seiten des Hexagons vor lauter arithmetischen Zeichen völlig bunt anzusehen waren und der Gärtner seine liebe Noth hatte, das Häuschen wieder blank zu scheuern; er brummte

ganzen Projektes in vollem Umfange zwanzig Millionen Dollar erforderlich seien.

Mr. Severus lehnte sich in seine Sophaecke zurück und brannte sich eine aromatische Zigarre an.

— Was meinen Sie, sprach er nach einer langen Pause zu David, welcher ist der größere Narr: Derjenige, der diese zwanzig Millionen Dollar verlangt — oder Derjenige, der sie hergiebt?

— Mein Herr, erwiderte David, wenn es Narren gab, die mitten in die Sumpfstelle eines Meeres Venedig hinbauten, wenn es einen Narren gab, der an einem öden Strande Finnlands St. Petersburg anlegte; wenn es einen Narren gab, der auf eine an die Küste Europas verschlagene Meerpflanze hin auszog, um einen neuen Welttheil zu entdecken; wenn es Narren gab, die nacheinander zu Schiffe stiegen, um zwischen den Eisbergen des Nordpols die offene See zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Continente aufzusuchen; wenn es einen Narren gab, der sein Geld in das erste Dampfschiff, in die erste Eisenbahn steckte, und einen Narren, der sich der Erste auf ein Dampfschiff und eine Lokomotive draufsetzte; wenn es einen Narren gab, der die Sümpfe von Viterbo um gutes Geld ankaufte und die Produkte der Vulkane fabriksmäßig zu verwerthen anfing — warum sollte es nicht auch einen Narren geben, wie ich einer bin?

— Wohl! — so will denn ich — der andere Narr sein!

Der Sturm im Wasserglase.

Wir haben oben gesagt: wenn David damals, als er am Thore des Palais der Großfürstin Hermione anläutete und um Nachrichten von Rosalien fragte, — statt mit einem brüsken „Nein“ abgewiesen zu werden, Alles das erfahren hätte, was er zu wissen wünschte, — so wäre er nicht nach Amerika gegangen; er wäre mindestens eine Woche lang hier geblieben, wäre dann in's Széklerland zurückgegangen und hätte dort auch wieder Gott weiß wie viele Wochen lang verweilt. Dann aber wäre er vergeblich nach Amerika gereist, denn die günstige Gelegenheit, welche er heute am Stirnhaare erfassen konnte,

wäre verpaßt gewesen. Zur Zeit seiner Ankunft in Nordamerika herrschte eben eine derartige Geschäftsstockung auf dem Geldmarkte, daß Mr. Severus seine meisten Capitalien ungenützt liegen hatte; aber schon drei Wochen später versetzte ein schwindelhaft-großartig angelegtes Projekt die Capitalisten New-Yorks in Aufregung; dasselbe bezweckte nichts Geringeres, als das ganze Niagaragefälle oberhalb der Katarakte als Triebkraft für ein riesiges Lokomobile zu verwenden; das Lokomobil sollte dann mittelst korrespondirender Riemen hundert und aber hundert Fabriken betreiben; es war auf zwei Millionen Pferdekraft berechnet und sollte so — den Heizbedarf einer einpferdekräftigen Maschine auf fünfzig Cens pr. Tag veranschlagt — an erspartem Heizmaterial täglich (!) eine Million Dollar rentiren oder — was gleichbedeutend ist — die Produktion der betreffenden Fabrikserzeugnisse in Amerika gegen Europa um ebensoviel wohlfeiler stellen; das würde die alte Welt denn doch nun und nimmermehr nachmachen können, weil sie kein Niagaragefälle hat.

Die Capitalisten griffen das Projekt mit fieberhafter Hast auf; im Handumkehren war eine Milliarde verschlungen: Mr. Severus' Capitalien wären ganz gewiß ebenfalls mitgerissen worden, denn der schwarze Rothschild griff mit Heißhunger jede Unternehmung auf, von der man ihm sagte, man könne mit derselben den Europäern das Messer an die Kehle setzen. Nun aber grub er, bis das Niagara-Mobile zu Stande kam, bereits mitten in den Tümpeln des Gyilkos die Fundamente der riesigen Ichorfabrik, und auch David hatte Anderes zu schaffen, als nach Rosalien zu sehen. Und ob er auch unwillkürlich aufseufzte, ob ihm auch das Herz fast brechen wollte, ohne Unterlaß — was hatte das mit dem $a^{16} — b\ C = x$? zu schaffen?!

Nun hielt ihn der Geist gebannt, den er heraufbeschworen hatte aus der Tiefe, um mit seiner Hilfe hinaufzusteigen in die Höhe.

Mit Rosalien aber war mittlerweile Folgendes vorgegangen.

Mazrur hatte die Sache nicht auf sich beruhen lassen.

Er war von Natur aus ein rachsüchtiger Charakter, der die ihm angethane Schmach nicht verwinden konnte, am allerwenigsten aber das, daß ihn, den Mann von der Stärke eines

Samson, ein Bürschchen durch körperliche Gewandtheit dermaßen zu Schanden machen konnte, ihn niedergeschlagen, mit Füßen getreten und halbtodt liegen gelassen hatte. Brutale Menschen, welche sich auf ihre Körperkraft etwas zugute thun, vergessen eine solche Beschimpfung nicht so leicht. Andererseits mußte er auch vor seinen Aktionären sein verlorenes Prästige wieder herstellen; das durfte nun und nimmermehr ruchbar werden, daß sich irgend Jemand erlauben durfte, in der Sabina einen Eclat zu machen, und noch dazu ungestraft. Das Vorgehen der Militärbehörde David gegenüber hatte die Schwere der Beschimpfung nur noch gesteigert.

Der König hatte David so ganz mal à propos zum Lieutenant ernannt, er hatte zu der Ausfertigung wahrscheinlich ein mit der Gegenzeichnung des Ministers versehenes Blanket verwendet, oder vielleicht dieselbe nachträglich vom Minister contrasigniren lassen. Hiedurch war der König selbst in die Affaire verwickelt, und Mazrur konnte, wenn er die Sache nicht auf sich beruhen ließ, noch obendrein auf Popularität in gewissen Kreisen zählen.

Den König compromittiren, — das kann jedenfalls nur ein Teufelskerl, und sei es nun ein Piratenkapitain aus Tunis oder ein Bordellwirth, der es wagt, dem Könige ein Paroli zu bieten, — in jedem Falle finden sich Leute, die mit bedeutsamem Augenzwinkern dazu sagen werden: „Das ist ein Teufelskerl!“

Vielleicht war es auch gerade das, was Mazrur wollte.

Oder vielleicht beabsichtigte er auch noch Etwas mehr.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er mit Rosalien seine eigenen, weitaussehenden Pläne hatte, welche ganz und gar auf die menschlichen Leidenschaften berechnet waren, und welche er um jeden Preis durchsetzen wollte. Wir werden uns hiervon später überzeugen.

Das Hauptmotiv aber, welches den Direktor der Sabina dazu bewog, gegen die Großfürstin Hermione Peleia klagbar aufzutreten, werden wir demnächst enthüllen. Der Grund, auf welchen hin der Prozeß angestrengt wurde, war: „widerrechtliches Zurückhalten der im Sinne der Statuten der Sabina verpflichteten Szentivanfai.“

Eines Morgens hielten zwei Herren vor dem Hauptthore

des Asyls der Parabolanerinen. Der eine derselben war ein kleines, windbeuteliges Herrchen, mit unternehmend aufgewichstem Schnurbarte; der andere ein Mann mit rother Nase, rothen Händen, rothem Gesichte und gekrümmtem Rücken; er trug einen kurzen Rock, dessen Taschen länger herabhingen als die Schöße; aus der obersten derselben guckte ein Bündel Akten hervor.

Der kleinere Herr läutete an und fragte die Pförtnerin:

— Ist die Herrin des Hauses zu sprechen?

— Für Männer nicht! — war die Antwort.

— Wir kommen aber in amtlicher Mission.

— Schere mich viel darum!

— Wenn Ihre Herrin nicht zu sprechen ist, so werden Sie, als bestallter Thorwart, dieses Schriftstück übernehmen und derselben behändigen — im Namen des Königs!

— In Dreiteufels Namen! schrie die handfeste Dame und schmiß den Fensterflügel zu. Auf ein Haar hätte sie dem jungen Herrn, der denselben offen halten wollte, die Pfötchen eingeklemmt. Und weiter steckte sie dann den Kopf auch nimmermehr heraus.

Der junge Herr, der nichts Geringeres war, als der erste Anwalt der Sabina, bedeutete nunmehr dem Exekutivorgane des Gerichtshofes, seine Schuldigkeit zu thun, worauf der Exekutor das nicht zustellbare Schriftstück mittelst bereit gehaltener Oblaten und mit Hilfe des Amtssiegels mit allen vier Enden an das vergoldete Gitter des Portals der Alhambra anheftete.

Hierauf gingen sie dann wieder schön ihrer Wege.

Sobald sie fort waren, kam auch die Pförtnerin, behutsam um sich blickend, wieder zum Vorschein und gewahrte alsbald mit Schrecken die an den Thorflügel gesiegelte Zustellung.

Nicht um die Welt hätte sie das Ding angerührt. Sie hieß das kleine Mädchen in's Schloß hineinlaufen und die Doctorin herbeiholen.

Diese erschien, ließ sich berichten, was vorgegangen war, besah sich das am Thore angeschlagene Aktenstück und gab schließlich den Bescheid, sie könne sich in diese Angelegenheit nicht mengen; man habe sofort die andere Doctorin (welche Doctrix Juris und Rechtsconsulatrice der Großfürstin war) herbeizurufen; diese werde das weiters Nöthige veranlassen.

Die Advocatrice kam, wie gerufen, eben des Weges daher.

— Was soll denn das bedeuten, fragte die Doctorin (medicinae) und wies auf das am Thore ausgespannte Schriftstück.

Die Advocatrice war eine junge Dame mit feingeschnittenem Profil, strenggeschlossenen Lippen und starkgewölbter Stirne. Sie besah das Aktenstück, löste es von den Siegeln los und sprach zur Pförtnerin gewendet: das hätten Sie entgegennehmen sollen.

— Aber an wen lautet denn das eigentlich? rief die Doctorin der Medizin, und wurde vor Zorn feuerroth im Gesichte.

— An die Großfürstin.

— Da steht ja aber auf der Adresse: „Dem p. t. Fräulein Hermione Peleia Sacherij" —?

— Ja wohl. Sacherij war der Familienname der Romanows, bevor sie auf den Thron Rußlands gelangten, und heute, nachdem sie des Thrones verlustig gegangen sind, steht es Jedermann, der von den Ereignissen Notiz nehmen will, frei, die Nachkommen der Dynastie wieder bei ihrem ursprünglichen Familiennamen zu nennen.

— Aber das ist ja eine niederträchtige, schmachvolle Büberei!

— Das leugne ich auch nicht.

— Was soll's denn aber doch mit dieser verwegenen Zuschrift?

— Das ist einfach eine gerichtliche Citation, mittelst welcher Fräulein Hermione Peleia Sacherij wegen unbefugten Zurückhaltens des Fräuleins Rosalia Szentivánfai vor das Bezirksgericht erster Instanz des dritten Stadtbezirkes Buda-Pest geladen wird.

— Was? Rosalien will man von hier wegnehmen?

— Jawohl. Die Kläger sind Mazrur und Comp.

— Sollen wir der Großfürstin hievon Meldung machen?

— Nicht bevor ich mich über den Stand der Angelegenheit informirt habe. Ich will sofort in die Stadt zurück. Einstweilen, Doctorin, wollen Sie der Großfürstin auch nicht ein Wort von der Sache erwähnen.

— Beeilen Sie sich nur, Doctorin.

Nun mag aber eine Dame Doctorin aller möglichen Wissenschaften sein, sie bleibt deswegen doch immer eine Dame, und daß sich ein so prickelndes Geheimniß bei ihr nicht Luft machen, und daß sie es nicht in den ersten zwei Stunden schon Demjenigen, den es angeht, mittheilen sollte, das wird auch im zwanzigsten Säculum noch die bare Unmöglichkeit sein.

Als die Doctorin beider Rechte zurückkam, eilte ihr schon in der Halle der Alhambra die Großfürstin in höchster Ungeduld entgegen und empfing sie mit der Frage:

— Nun, wie steht's mit Rosaliens Angelegenheit?

— Möglichst schlecht.

— Wie das? fragte die Großfürstin erregt.

— Die Sabina ist im Sinne der Gesetze vollständig im Recht. Fräulein Szentivánfai ist zur Stunde noch ledig und untersteht demnach der Tutelargewalt ihrer nächsten Anverwandten. Dieser Gewalt derogirt nach dem Gesetz nur das Recht des Ehegatten, Bräutigamsrechte kennt das Gesetz nicht. Herr Tatrányi hat zwar die pekuniäre Forderung der Sabina beglichen, nicht aber auch seiner reversirten Verpflichtung Genüge geleistet. Er hat seine Braut, ohne die Ehe zu schließen, plötzlich verlassen, und — wie nicht zu leugnen — in das Asyl der Parabolanerinen gebracht, wo keine Ehen geschlossen werden. In Folge dessen fällt nun die vormundschaftliche Gewalt über die Unverehelichte an die Verwandtschaft zurück, diese aber hält ihren Vertrag mit der Sabina aufrecht. Die Sabina zahlt die erlegte Summe an Herrn Tatrányi zurück und damit wird Fräulein Rosalie wieder ihr Mündel. Das ist in ihren Statuten begründet.

— Das sind aber Statuten, die allem göttlichen und menschlichen Rechte Hohn sprechen!

— Das ist eine andere Frage. Hier ist die Hauptsache die, daß sie zu Recht bestehen.

— Wenn nun aber das Mädchen nicht zurückgehen will?

— Die Verwandtschaft kann sie kraft ihrer vormundschaftlichen Gewalt dazu zwingen.

— Ah, da gibt es ja aber ein ganz einfaches Mittel dagegen. Wir lassen an David Tatrányi schreiben. Rosalie weiß, wo er wohnt. Er soll heraufkommen, und soll sich un=

verzüglich mit Rosalien trauen lassen; wenn er will, mag er sie mit sich nehmen; wenn es seine Verhältnisse nicht erlauben, mag er sie hier lassen, bis er sie heimführen kann. Als Frau wird sie das Gesetz denn doch der Sabina nicht zusprechen.

— Vollkommen richtig, Hoheit. Die Sache ist sehr einfach, so wollen wir's machen. Ich werde an Herrn David Tatrányi schreiben, werde ihm die Sachlage darlegen und ihn auffordern, unverzüglich nach der Hauptstadt zu kommen.

Und nun schrieb die Advocatrice, um ihren Eifer in der Sache auch zu bethätigen, sofort einen Brief an David Tatrányi; die Großfürstin selber überlas und genehmigte denselben; die Doctorin siegelte und adressirte ihn in ihrer Gegenwart und ließ ihn durch die eigene Dienerin der Fürstin zur Post bestellen.

Nur in Einem hatte es die Doctorin bei der Sache versehen: sie bezeichnete den Wohnort des Adressaten einfach als Szent-Miklós. In Folge dessen ging nun der Brief vor Allem nach Sziget-Szent-Miklós; als sich aber dort kein David Tatrányi finden wollte, wurde er nach Rába-Szent-Miklós, von dort nach Török-Szent-Miklós, und so nach einander nach Hegyköz-, Oláh-, Rácz-Nagy-, Tißa- und Németh-Nagy-Szent-Miklós spedirt, gerieth von dort nach Somogy-Szent-Miklós herauf, machte die Tour nach Fehér-Szent-Miklós und im Vorbeigehen einen Abstecher nach Fertö-Szent-Miklós; erst nachdem er solchergestallt Szent-Miklós (Sanct Nikolaus) zu Liebe ganz Ungarn die Kreuz und Quer durchlaufen hatte, verfiel einer von den Topographen der Post auf die Idee, ob man's denn nicht auch einmal mit Gyergyó-Szent-Miklós versuchen könnte? Gyergyó-Szent-Miklós aber war Tatrányi's letzte Post.

Und die Großfürstin wartete immer vergeblich, daß David um seine Rosalie kommen, oder doch wenigstens Etwas von sich hören lassen sollte. Mittlerweile aber vexirte man sie mit Prozessen aller Art. Schließlich wurde es der Fürstin zu bunt und sie gab ihrer Pförtnerin den Befehl, keinem Manne mehr zur Rede zu stehen, sei er wer er sei. Und die Pförtnerin jagte auch richtig — David selbst davon, der endlich nach langer Zeit aus eigenem Antriebe gekommen war, um sich nach Rosalien zu erkundigen. David reiste nach Amerika,

der vielgereiste Brief aber gelangte schließlich, mit dreizehn Poststempeln und auf der Rückseite mit der amtlichen Bemerkung versehen: „Adressat befindet sich derzeit in Amerika“, an die Aufgeberin zurück.

Auf die einfache Weise, sie mit ihrem Bräutigam zu verheirathen, konnte man also Rosalien vor der Sabina nicht bewahren.

Alle sonstigen gesetzlichen Auskunftsmittel aber waren derzeit schon so ziemlich erschöpft.

Und die Doctorin der Rechte hatte die mangelhafte Adresse nicht irriger Weise geschrieben, sondern aus absichtlicher Berechnung.

Mazrur war nur ein Werkzeug in den Händen Anderer, und Rosaliens forcirte Angelegenheit blos ein vom Zaune gebrochener Vorwand. Es waren mächtigere Feinde, die hier die Hand in Spiele hätten.

Der Anschlag war gegen Hermione Peleia's eigene Person gerichtet. Und überdies steckte das Geheimniß eines Umschwunges in großen, die Welt berührenden Staatsverhältnissen dahinter.

Eines Tages sagte die Fürstin zu ihrer Advocatrice:

— Ich lasse das Mädchen selbst mit Gewalt nicht aus meinem Hause nehmen. Die Pforten meines Hauses sind geheiligt. — Mein Haus ist ein Kloster!

Die Doctorin aber gab der Großfürstin zur Antwort:

— Blos ein Asyl mit zeitweiligem Gelübde. Um als Kloster anerkannt zu werden, müßte es eine geweihte Aebtissin haben und gesetzlich inartikulirt sein.

Apokatastasia.

Wir wollen nunmehr die Rüstungen zu den äußerlichen Kämpfen für einige Zeit ruhen lassen und einen Blick auf jenen noch gewaltigeren Kampf werfen, welcher das künftige Jahrhundert auf geistigem Gebiete erregen wird.

So wie die Errungenschaften des Materialismus, die Erfindungen, der Verkehr, die Verbreitungen der Kenntnisse in riesigem Maße zunehmen, — so kommt in demselben Verhälniß der Gegendruck in den Gemüthern des an seinem Glauben

hangenden, in seiner Schwärmerei glücklichen, oder auch unglücklichen Volkes zur Geltung.

Die Glaubensfrage nimmt ebenso riesige Dimensionen an wie die Geldfrage, wie die Machtfrage, und die rivalisirenden Altarflammen bedrohen die zivilisirte Welt mit ganz demselben Feuer, wie die Feuerminen: diese von unten — jene von oben: das ist der ganze Unterschied.

Die großen politischen Revolutionen, Staatenbildungen und Umwälzungen in den Staatsformen gingen Hand in Hand mit der Gestaltung der Religionsformen. Mit der Erstarkung Italiens war der Stuhl des Primates in der lateinischen Kirche des Westens einfach zum ersten Bischofssitze herabgesunken; man achtet gelegentlich einer Pabstwahl in der Weltstadt nicht mehr mit Spannung auf die „Fumata“, jenes Rauchsignal aus einem gewissen Schornsteine der Engelsburg, welches andeutete, daß die Kardinäle versammelt seien, oder die fehlenden einberief; nunmehr genügt die Anwesenheit der einfachen Majorität derselben.

Ein souveräner Kirchenstaat existirt nicht mehr: die Peterspfennige fließen spärlich ein, und das „Buttergeld“, welches ehedem für die Dispens von der Bereitung der Speisen mit Butter Hunderttausende eingebracht hatte, ist heutzutage nur mehr eine milde Gabe. An der Stelle dreier Könige von ehedem, deren einer der „allerkatholischeste“, der andere der „allergetreueste“, der dritte der „allerchristlichste“ genannt wurde, sitzen „konfessionslose“ Präsidenten von Republiken, und ohne Conkurrenz empfängt ein vierter, der „apostolische“ König alljährlich den vom Papste geweihten Hut und die am Sonntage Laetare geweihte „goldene Rose“; aber auch dieser König empfängt die Geschenke nicht mehr mit so heiligen Händen, wie ehedem seine Ahnen, die sich der Gabe erfreuten, durch die Berührung ihrer Hand — Kröpfe zu heilen.

Die Tiara, deren drei Kronen die streitende, die leidende und die triumphirende Kirche bedeuten sollten, hatte nur mehr das mittlere dieser Epitheta behalten, und auch die andere Auslegung der dreifachen Krone, welcher gemäß ihr gegeben waren der „Himmel“, die „Erde“ und die „Hölle“ — war gar sehr in Mißcredit gerathen: den Himmel hatten

ihr die Astronomen, die Erde die Diplomaten und die Hölle die Geologen genommen.

Ihre Macht war nur mehr in der Tradition bestehen geblieben und in den Herzen der Menschen.

Aber auch hier ist der Verfall derselben ein bedeutender.

Das menschliche Gemüth sehnt sich nach einer positiven Religion. Ein greifbarer Gott ist dem Menschen Bedürfniß, ein Gott, an den er sich anklammern mag. Nun ist aber der Mensch je nach seiner Individualität verschieden; folgerichtig gestaltet er also auch den Gott, dem er anhangen, oder mit dem er seinen Feinden Respekt einflößen will, je nach seiner Individualität verschieden.

Und nicht einmal eine heilige Inquisition gibt es heutzutage mehr, daß man jedes neuentstehende Schisma einfach mit der Carocha-Mütze unterdrücken könnte: jeder Mensch kann sich heuzutage eine neue Religion machen, wenn er sich nichts Besseres zu thun weiß.

Die nordamerikanischen Freistaaten haben in dieser Beziehung die Vielfältigkeit fast schon auf's Aeußerste getrieben; aber selbst vor diesen gebührt die Palme dem Ungarn des neunzehnten Jahrhunderts.

Einmal deshalb, weil es von allem Anbeginn her das Land war, in welchem sich die größte Anzahl von verschiedenartigsten Confessionen eingenistet hatte; und dann, weil in allen christlichen Staaten Europa's schon längst die Klöster aufgehoben und trotz der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ die Jesuiten allenthalben vertrieben worden sind.

Diese vielen geistlichen Orden nun haben sich sammt und sonders alle nach Ungarn gezogen, wo die Regierung in dieser Richtung dem Quietismus huldigte und ihnen gestattete, sich frei niederzulassen, Güter und Häuser zu erwerben und Schulen zu gründen. Und zu allen diesen kamen noch die verschiedenen philosophischen Sekten der alten, wie der neuen Zeit: Freimaurer, protestantische Mucker, amerikanische Shakker-Quakker und die einheimischen Nazarener (welche die Gotteshäuser perhorreszieren, und blos die Bibel anerkennen); auch die fast verschollenen Sabbathianer regten sich wieder, und fanden die Antisabbathianer vor, welche weder den Sabbath, noch auch

den Sonntag heilig halten, sondern jeden Tag für einen Arbeitstag erklären.

Die höheren Kreise repräsentiren den Ultramontanismus; unter ihrem Einflusse bildete sich das Lager der neuen Sanfedisten, welches sich aber wieder in ebensoviele Fraktionen spaltete, als sich einheimische oder eingewanderte Mitglieder verschiedener Orden in einer und der andern Magnatenfamilie eingenistet hatten. Die Oratorium-Brüder und die Formaria-Nonnen waren äußerst achtbare Orden mit erhabenen Zielen und ihre Mitglieder gebildete, tugendhafte Menschen, welche es verstanden, die Vaterlandsliebe in Einklang zu bringen mit der kirchlichen Subordination. Dieser Kategorie können die von alten Zeiten her angesiedelten Benediktiner, Piaristen, Barmherzigen Brüder, Prämonstratenser und Cisterciten, sowie der auf zeitweiligem Gelübde beruhende weibliche Orden der Parabolanerinen und die Nonnen von Port Royal de Champs beigezählt werden. Neben diesen gab's aber dann wieder die Unzahl von „fréres ignorants," denen alles menschliche Wissen Teufelswerk ist, — die, „Paternianer," welche nur zwei Mittel zur Heiligkeit anerkennen: die Ehelosigkeit und die Bettelarmuth; wer diesen nicht nachlebe, könne nicht in's Himmelreich gelangen. Ein ganz eigenthümlicher Orden sind die Basilianer, welche ihr Gelübde zur Handarbeit verpflichtet; sie verfertigen Stiefel, Kleider, Tischlerarbeiten u. s. w. In ihrem Convente gibt es Werkstätten aller Art. Geld darf der Einzelne nicht besitzen; in Folge dessen sind sie in der Lage, zu äußerst billigen Preisen zu arbeiten, in Folge dessen haben sie starken Zulauf aus dem Publikum, wieder in Folge dessen häuft sich enormes Geld in der Cassa des Conventes auf, in Folge Alles dessen endlich sind die Industriellen und Gewerbetreibenden aller Klassen wüthend über sie.

Die freisinnigeren höheren Kreise hinwieder sind in den Lehren des Spiritismus befangen; dieser ist die Religion der reichen Handels- und Geschäftshäuser. Ihre Astral-Geister vermitteln ihnen ganz dieselben überirdischen Revelationen, welche zu Mosis Zeiten durch Blitze und brennende Dorngebüsche verkündet wurden, und ihre „Medien" und tanzenden Tische sind gerade so unfehlbar, als der Pabst auch.

Die Weisen aber, die Philosophen, liegen sich in den

Haaren darüber, ob „Präexistentianismus" — oder der „Creatianismus" — oder aber der „Traducianismus" zur Seligkeit führe? Der erstere lehrt: Alle menschlichen Seelen seien gleichzeitig, am Tage der Schöpfung geschaffen worden und nur die Leiber werden später zu denselben geboren; nach der Ansicht der Letzteren dagegen werden Leib und Seele zu gleicher Zeit geschaffen.

Unter dem ungarischen niederen Curatclerus wird stark Propaganda gemacht für eine selbständige hungaricanische Kirche; die correspondirende Divergenz ist die Liga der Deutsch-Katholiken; weder die eine noch die andere Fraktion ist jedoch zu verwechseln mit der Sekte der Altkatholiken, welche die Infallibilität des Pabstes leugnen.

Und alle diese verschiedenen Confessionen haben ihre eigenen Gotteshäuser in der Haupstadt Ungarns, und ihre Anhänger verkündigen schon durch die Form der Kreuze auf ihren Kirchthürmen, daß sie die Ueberlieferungen der Väter in verschiedenem Geiste auslegen.

Der Thurm der Methodistenkirche trägt das Antonius-Kreuz, welches die Form des lateinischen T hat.

Am Thurme der Deuschkatholiken prangt das Andreas-Kreuz, welches in X-Form aufgerichtet wird.

Das Kreuz der Patarener, die Cruxpublica bildet ein Y.

Die Altkatholiken haben das lateinische Kreuz beibehalten, welches mit dem kürzeren Arme nach oben steht: †

Die Hungaricaner dagegen führen das Peterskreuz, dessen längerer Arm nach Oben gerichtet ist: ⸸

Die Griechen halten an der Kreuzesform fest, deren alle vier Arme gleich lang sind: +

Das Kreuz der Sanfedisten hat drei Balken, den kürzesten zu oberst; zum Untreschiede von dem ruthenischen Kreuz, bei welchem der untere Querbalken der kürzere ist.

Die Jesuiten bilden keine eigene Sekte: die sind überall mit darinnen.

Außerdem haben wir dann noch den Hahn der Calvinisten, und den türkischen Halbmond, und die mosaischen Gesetztafeln, und das gestirnte Kreuz der unirten Protestanten: Alles schön beieinander in Buda-Pest.

Das ist aber vorerst nur Buda-Pest.

Nun hat aber überdies auch jede Provinz ihre eigene Glaubens-Genossenschaft.

Hódmezö-Vásárhely hat seinen eigenen Propheten; Szegedin und die Somogy haben ihre Nazarener; in Syrmien sind die Skipetarier verbreitet und unter dem kroatischen Volke die Baptisten. In den Landestheilen gegen Oesterreich hin haben sich die Asiatischen Brüder festgesiedelt, welche mittelst kabbalistischer Wunderthaten Propaganda machen; gegen die Moldau hin haben sich die Manichäer eingeschmuggelt, welche sich gegenseitig an ihren „Signacula“ erkennen; in der Richtung nach Böhmen hin, in den slovakischen Gegenden des Landes hat die Lehre der Adamiten um sich gegriffen, ja unter dem rumänischen Volke fand selbst die Sekte der Pabulatoren ihre Anhänger, welche ausschließlich nur von wildwachsenden Waldfrüchten und eßbaren Kräutern leben, — daher ihr Name: „die Weidenden.“ Italien hat uns seine Barabbisten mitgetheilt, deren Lehre in dem Satze gipfelt: keinen König und keinerlei weltliche Obrigkeit anzuerkennen; aus den deutschen Niederlanden sind uns die Popeliniten zugekommen, die kein Fleisch mögen, mitsammt ihrer Spielart, den Chazaren oder Petrobrusianern, die kein Weib gestatten. Die Bannerträger der Bildung selber endlich, die Schriftsteller, die Schöngeister, die Künstler bekennen sich zur Lehre des Karpokratianismus: der Genuß, das Vergnügen ist das höchste Ziel auf Erden.

Und Alle sammt und sonders sind in unausgesetztem Kampfe begriffen: Alle gegen einander, Jeder gegen Alle.

Die Klinkowströms, die Savonarolas, die Abrahame a Santa-Clara der vorigen Jahrhunderte durchziehen das ganze Land, von einer großen Stadt zur andern, predigend und wunderthuend. Sie zeigen gleich irgend einem berühmten gastirenden Künstler ihre Ankunft durch Zeitungsannoncen und Maueranschläge im vorhinein an und erheben an den Kirchenthüren kein Eintritts- zwar, wohl aber ein Austrittsgeld.

Wunderbrunnen, in welchen heilige Bilder erscheinen, — vom Himmel gefallene Steine, auf denen des lieben Herrgotts eigene Handschrift zu lesen ist, werden nachgerade alltäglich.

Den Leichnam der Lise Buchan, die 1802 mit der Prophezeiung starb, in 150 Jahren werde sie wieder auferstehen,

bewahrten ihre Gläubigen bis zum Jahre 1952 in einem Wachsüberzuge auf; dann erst ließen sie ihn begraben. Es vergeht kein Jahr, ohne daß in irgend einem Lande der civilisirten Welt wieder einmal eine Johanna Soutworth die gläubige Gemeine mit der Geburt eines neuen Messias allarmirte. Bald durchzieht ein Thaumaturg das Reich, ein Wunderthäter, der mit Wasser aus dem heiligen Lande allerlei Krankheiten zu heilen weiß; bald wieder eine weise Frau, die unter Anrufung des heiligen Nikomedius veraltete Gliederverrenkungen einrichtet. Patentirte Giftmischer schwärmen am hellen Tage durch Stadt und Land und preisen ihr Erbschaftspulver in nomine domini als Panaceen an, und es gibt keine „Chambre ardente“ mehr, vor die man sie zitiren könnte.

Der gelockerte gesellschaftliche Verband, die Poesie, die Liebe selbst hängen mit neckischer Frivolität ihren Tollheiten ein religiöses Mäntelchen um: so hat man das Haus der „leichten Personen“ das Madelonetten-Kloster getauft, und Damen der höheren Stände, die unter Umständen einen erotischen Fehltritt nicht gern eingestehen möchten, lassen sich in die heilige Genossenschaft der „Theatinerinen“ aufnehmen, welche frech genug ist, die beschattende Kraft des heiligen Geistes allen Frauenleibern vindiziren zu wollen.

Die päpstliche Curie versucht zwar alles Mögliche und Unmögliche, um dem Wirrwarr zu steuern.

In Preßburg und in Gran währt ununterbrochen das „ewige Gebet,“ welches noch Clemens VIII. dekretirte; ein Diakon löst den anderen ab und zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht erschallen die Orationen „contra haereticos;“ unter das gläubige Volk werden „Pacem“-Münzen vertheilt, an den Rosenkränzen zu tragen, — während die Herren und Damen unserer Magnatenfamilien zu ähnlichen Zwecken mit geweihten Talismanen, Stricheien und Terapimen bedacht, — die Soldaten und Kriegsleute aber insbesondere durch ungarische Sanct-Georgsthaler, die sie denn auch fleißig an den Uhrketten tragen, gegen Schuß und Hieb gefeit werden.

Allsonntäglich werden die Reliquien der „Inkastraturen“ zur Verehrung ausgesetzt. Der „Index librorum prohibitorum“ wird fortwährend mit neuen Nummern verbotener Bücher bereichert; an jedem Aschermittwoch wird die „Commination“ zum

heilsamen Schrecken aller Ungläubigen erneuert; am Sonntage Septuagesima beginnt die „violette Trauer“ und zum Schlusse derselben wird das „Brod der Erinnerung“ vertheilt. Ansehnliche Journale werden aus dem Ertrage der Peterspfennige soutenirt, um das gutgesinnte Volk im Glauben zu erhalten. Am Weihnachtstage trägt man nach italienischer Sitte den „Bambino,“ das Christkindlein von Haus zu Haus; ja der Papst selbst erscheint alljährlich einmal, am Osterfeste, in der Budapester Kathedrale zu Sct. Arpad und pontifizirt daselbst in eigener Person.

Aber Alles will nur wenig mehr verfangen.

Die gutgemeinten Bestrebungen des Synkretismus, welcher die vielfach divergirenden religiösen Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen suchte, waren nicht minder erfolglos, als die Nachgiebigkeit, mit welcher die päpstliche Curie die strittigen Fragen zu Hunderten für „Adiophorae“ erklärte, d. h. für Punkte, die man ohne schismatischen Abfall nach der einen oder der andern Weise observiren könne.

Dazu kam dann noch eine namhafte Entdeckung.

Das Osterfest, an welchem der Papst persönlich zu pontifiziren pflegt, gehört zu den beweglichen Festen.

Die christlichen Theologen waren bei Bestimmung der Osterzeit von der durch die Evangelien überlieferten Mondesfinsterniß ausgegangen; da eine solche nur bei Vollmond zu Stande kommen kann, setzten sie, den ersten Charfreitag als den Tag jenes evangelischen Ereignisses angenommen, den Ostersonntag regelmäßig auf den nächstfolgenden Sonntag nach dem ersten Vollmonde im März. Nebenbei glaubte man damit auch zu verhindern, daß die christlichen Ostern mit dem jüdischen Passahfeste auf einen und denselben Tag fallen können. So wechselte also nach der alexandrinischen Zeitrechnung Ostern zwischen dem 21. März und dem 18. April. Das Concil von Nicaea hatte diese Regel bestätigt. Aber trotz dieser Vorsicht war es dennoch geschehen, daß die christlichen Ostern und das jüdische Passah im Jahre 1903 auf den 12. April, im Jahre 1923 auf den 1. April und im Jahre 1927 auf den 17. April zusammenfielen. Das hatte zu großem Aergernisse Anlaß gegeben.

In den letzten Jahren nun hatte ein berühmter Orienta-

list und Archäologe, der in Konstantinopel in der Bibliothek des Sultans gelehrte Forschungen anstellte, daselbst die Schriften Gamaliel's, des Lehrers des heiligen Paulus, entdeckt, — und siehe da, dieser Zeitgenosse des Erlösers verzeichnet mit voller Glaubwürdigkeit und Bestimmtheit als den Todestag Christi: VIII. Idibus Martii, das ist nach unserer Zeitrechnung: den siebenten März. Das verursachte nun wieder eine große Verwirrung in der gläubigen Welt. Viele behaupteten, der Idus des März sei vor Sosigenes auf die Mitte des Winters, also auf den 15. Jänner — gerade zwei Monate früher — gefallen; Andere nahmen die Tradition im buchstäblichen Sinne; wieder Andere erklärten dieselbe für apokryph; und diese Meinungsverschiedenheit rief nun bei den Katholiken bei den Protestanten und bei allen übrigen christlichen Confessionen, bei jeder einzeln wieder ebensoviele Spaltungen hervor, insoferne nämlich die eine Fraktion am 10. Jänner, die andere am 10. März, die dritte am Sonntage nach dem Neumonde des Frühlings das Osterfest feierte. Natürlich baute sich jede derselben wieder ihre eigene Kirche.

Und auch die Protestanten waren in Sachen der religiösen Zweifel nicht besser daran. Auch bei ihnen gab's eine große Spaltung in der Frage: ob am Tage des jüngsten Gerichtes jeder Mensch mit seinem irdischen Leibe auferstehen werde, oder ob von jedem blos das „lus" der Bibel, das heilige Gebein, übrigbleibe und zu demselben der jeweilige, auferstehende Eigenthümer dann neu geschaffen werden solle? Die Prediger des Distriktes jenseits der Donau interpretirten die Komjáther Canones anders als die jenseits der Theiß; hie und da unirten sich Lutheraner und Calviner, anderswo ging wieder eine und dieselbe evangelische Confession in zwei verschiedene auseinander; einzeln hatten sie jede große Kämpfe mit den Nazarenern in ihrer Mitte und alle zusammen mit den Sabbathianern und den Monophysiten zu bestehen.

Unter den Juden herrscht eine ähnliche Animosität. Der Anhänger des Schulchan-Aruch perhorreszirt die Reformer; er gebraucht bis auf den heutigen Tag die Thephillim — die Gebetriemen — als unterscheidendes Merkmal und spricht noch immer sein aus 248 Worten bestehendes Gebet; damit die Thora dort gesungen werde, wo die Tradition es verlangt,

damit die Weiber auch fernerhin auf der Gallerie und nicht im Parterre sitzen, baut er sich gleichfalls eigene Tempel; er hängt an dem Wortlaute des Talmud, spricht unter Seinesgleichen allerwärts den eigenartigen Ladinojargon und spannt am Sabbathe vom Hause des einen Glaubenstreuen zu dem des andern die verbindende Sabbathschnur, den traditionellen Airuf und das Bethdin Haggadol, der große Sanhedrin und die Keneseth Hagdole, die große Synagoge, und alle von der Regierung einberufenen Congresse, und alle weisen Landesgesetze vermochten die Spaltung im Mosaismus so wenig zu beseitigen, als alle ekumönischen Conzilien, alle Synoden und Enquête-Commissionen die Religionsstreitigkeiten der Katholiken und der Protestanten.

Die Intervention gestaltete die Feindseligkeiten nur immer akuter.

Doch, das mochte noch immer hingehen: Eifer und Gegeneifer, Glaube und Gegenglaube. Aber nun war nachgerade der gemeinsame Feind Aller zu Riesenstärke angewachsen: der Unglaube.

Das ist kein Schisma mehr, welches einen Sonderglauben begründet, das ist der Indifferentismus, welcher gar nicht glaubt, ja der nicht einmal weiß, daß er nicht glaubt.

Das ist die Welt des „Nihil.“

Der Begriff des Nihilismus war wohl auch in den früheren Jahrhunderten nicht unbekannt, nur daß man damals jene Lehre darunter verstand nach welcher der Mensch so sehr in die Anschauung der Gottheit versunken ist, daß er darüber das eigene „Ich“ für „Nichts“ erachtet. Heute aber bedeutet diese Doktrin gerade das Entgegengesetzte: der moderne Nihilismus stellt das eigene Ich des Menschen als den angebeteten Gegenstand hin; alles Uebrige: Gott, Vaterland, Mitmensch, Familie, Liebe — Alles das ist des „Nichts.“

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, unter der Herrschaft der phrygischen Mütze, war es Frankreich, welchem ein solcher Zustand beschieden war, damals, als der Volkswille Gott den Herrn selbst feierlich vom Throne stieß und an seine Stelle die Vernunft erhob, symbolisirt in der Person einer schönen Tänzerin, des Fräuleins Aubry. Doch für den Franzosen, dessen Gemüth von Ruhmbegierde, von Vaterlandsver-

götterung, von Ritterlichkeit, von Menschenliebe durchglüht ist, taugte die Lehre des Nihilismus nicht; sie zog sich dahin, wo sie ergiebigen Boden zu finden hoffen durfte: nach Rußland. Im neunzehnten Jahrhunderte zwangen dann die sozialen und politischen Verhältnisse, im Vereine mit den unglücklichen, einander widersprechenden Experimenten, welche die Regierenden auf staatsrechtlichem Gebiete unternahmen, den weitverbreiteten Bund zum Ausbruche; und da stellte sich's dann klar heraus, wie alle Schichten der Gesellschaft bereits durchsetzt waren von dieser Lehre. Das Nihil behielt die Oberhand.

Auch hier war es eine Frauengestalt, die von der Fluth der riesigen Volksbewegung emporgehoben wurde: Alexandra Petrovna, vulgo „Schaßa" genannt; sie hatte ihre Rolle damit begonnen, daß sie, als sich das Volk vor ihrem Palais zusammenrottete und mit ihrem Manne, einem hochmüthigen Fürsten, zu unterhandeln anfing, selber vom Balkon herabrief: „Nieder mit den Bojaren! A bas les aristocrâtes!" und mit eigenen Händen vor dem souveränen Volke die Thorflügel öffnete; während man den Fürsten an dem Wappenschilde seines eigenen Palastes aufknüpfte ergriff Madame Schaßa, in Männerkleidern, mit kurzgeschnittenem Haare, selber eine Fackel, und steckte das eigene Palais in Brand. „Nieder mit den Palästen!" — Und dann kam ein Palais nach dem andern an die Reihe.

Heute herrscht dort das Nihil. Das Land nennt sich auch nicht mehr Rußland, sondern das „Land des Nihil". Es ist nicht mehr das Vaterland des Panslavismus, — es bedroht Europa nicht mehr mit dem Kosakenthume: nur dem „Nichts" soll es unterthan werden. Es droht nicht mit Unterjochung, mit nationaler Unterdrückung, sondern blos mit Vernichtung Alles dessen, was Herr, was Souverän, was Glaube, was erhaben ist.

Und seine Schatten gehen dem Nihil voraus, noch bevor es die Grenze überschritten hat.

Das Nihil zählt überall Anhänger; das Nihil ist eine weitverbreitete Religion.

Nur muß man nicht meinen, es sei heute bereits Einheit und System im Nihil. Selbst das „Nichts" ist nicht vollkommen; selbst das Nichts hat seine Schattirungen; selbst die Religion des Nichts hat ihr Schisma.

Die Absurditäten wetteifern miteinander, um sich gegenseitig zu überflügeln und der Monstra des Unsinnes sind Legion an der Zahl.

Dem aus Paris importirten genialen, raffinirten Nihilismus, der mit Genüssen betäubt und leichtem Blute Alles hinwegleugnet, sind in seinem eigensten Gebiete bereits Gegensätze erstanden: die Sekten des „positiven Nihilismus."

Positiver Nihilismus — klingt das nicht ganz und gar wie ein Paradox? Aber es ist dennoch keines.

Manche Sekten sind diesseits der Karpathen nur erst dem Namen nach bekannt und man muß aus der Bedeutung des Wortes zu errathen suchen, was es mit den Lehren — etwa der Contradeisten und der Animalisten — wohl auf sich haben möge?

Andere wieder sind ihren Dogmen nach im Ganzen und Großen bereits bekannt. Die Kainiten z. B. lehren: Alles was schlecht ist, ist das Gute. In den Zehn Geboten ist Alles umgekehrt zu verstehen. Immoralität ist ihr leitendes Prinzip.

Die Lehre der „Kathaireten" gedenkt dem unglückseligen Zustande auf der Welt dadurch ein Ende zu machen, daß sie die gesammte Menschheit auf den Aussterbeetat setzt, und sich verpflichtet, jedes männliche Individuum, die einzig sichere Förderung des angedeuteten Zweckes an sich selber zu beginnen, an Anderen fortzusetzen. Die Anhänger dieser entsetzlichen Sekte zählten schon in der Zeit der Czaren nach Hunderttausenden und der entfesselte Fanatismus feiert rasende Triumphe durch diese Lehre, welche gottlos und entmenscht zugleich ist!

Und das Volk diesseits der Karpathen sieht diese Ungeheuer über sich hereinbrechen; es sieht sie anwachsen fort und fort und immer weiter heraufrücken an seinem Horizonte; sie bedräuen seinen Glauben und sein Habe, sein Vaterland und sein Himmelreich, sein Familienleben und seinen Manneswerth!

Da begegnen sich denn im Drange der Furcht, des Glaubenseifer, im Gefühle der Unsicherheit sämmtliche Confessionen in einem gemeinsamen Aberglauben.

Und dieser ist der Chiliasmus . . . .

Das zweite Jahrtausend naht seiner Erfüllung, — wir sind bereits in der zweiten Hälfte des letzten Säculums; das verheißene zweite Millennium kommt heran!

Die Erwartung des ersten Millenniums hat seinerzeit die

Welt gleichfalls in Aufregung versetzt. Und nun mehr naht bereits das zweite. Und die Welt ist dahin gekommen, daß man verzweifeln muß an dem Fortbestande der Menschheit, wenn das verheißene Wunder nicht eintritt.

Das ist die „Apokatastasie".

Der Chiliasmus ist der Glaube, daß die Welt, wie sie dermalen besteht, untergehen und dem Reiche des Messias Raum geben müsse. Dieser Glaube war bereits bei den alten Juden lebendig, und hat auch in der Christenheit Wurzel gefaßt; gelehrte Theologen haben denselben zu einer völligen Doktrin unter dem Namen „Eschatologie" ausgebildet, und haben in motivirten Berechnungen dargethan, wann der große Zeitpunkt eintreten müsse. Die Juden setzten den Tag der Apokatastasie in das Jahr 7000 nach Erschaffung der Welt, die Christen erst in das Jahr 100, dann 365, und so nacheinander in die Jahre 500, 1000, 1785, und endlich 1879 nach Christi Geburt. Und als er auch dann noch immer nicht eintreffen wollte, nahm man wieder allenthalben als ausgemacht an: der erwartete Zeitpunkt, nach welchem das Reich Gottes auf die Erde herabsteigen solle, werde mit Schluß des zweitausendsten Jahres eintreten; da werde der „Sabbath" der Neuerschaffung der Welt tagen. Und zwar sollte das Reich Gottes nach der Lehre der Irvingisten in ihren „sieben Gemeinden" seinen Anfang nehmen, — nach den Mormonen an den Gestaden des großen Salt Lake, — den Montanisten nach in Pepuza, — den Szekler Sabbathianern gemäß am Ufer des Sanct-Annen-See's, — während Juden, Altkatholiken und Protestanten darüber einig waren, daß dasselbe zuerst in Jerusalem mit allgemeiner Glückseligkeit anbrechen werde; da werde sich der Teufel selbst bekehren und ein frommer Confrater werden; da werde der Boden unbestellt Früchte tragen und des Leibes Nothdurft umsonst zu haben sein; da werde Jedermann wieder jung und schön werden, Niemand mehr sterben und Niemand mehr geboren werden; vor Allem aber Wein werde es geben in Hülle und Fülle. Das war die volksthümliche Auffassung. — Die Philosophen gaben wohl einer geistigen Anschauung Raum, aber auch sie sprachen von der Sache in vollem Ernste, und die Propheten der Theosophie erfüllten die Welt mit allerlei ungereimten Weissagungen.

Und unter den Zuckungen dieser apokatastatischen Fallsucht nun, inmitten dieser von so vielerlei verwirrenden und doch sammt und sonders nach einem und demselben wahnwitzigen Ziele hinströmenden abergläubischen Meinungen besessenen Massen sollen die ungarischen Staatsmänner des zwanzigsten Jahrhunderts mit kalter Weisheit und warmer Vaterlandsliebe die Reform unserer Lehranstalten berathen?! Sollen erwägen. wie man auf dem Gebiete des Unterrichtes der traditionellen Misère Herr werden möchte, welche den Lehrer wiederum auf das Gnadenbrod der mensa ambulatoria anwies, — und der konfessionellen Eifersüchtelei, des zopfigen Schlendrians, des studentischen Pennalismus und der Eselsbrücken der Wissenschaften? Wie man Aufklärung unter dem Volke verbreiten, die Nation in der Liebe zum Vaterlande erhalten, wie man die junge Generation auf die Bahn erhabener Tugenden, wissenschaftlicher Bildung, nüchternen Fleißes leiten möchte?! —

Aber so möge mir dereinst die ewige Ruhe beschieden sein, als ich glaube, daß man auch im Jahre 1953 nicht müde ward zu schaffen an diesem Menschenwerke, welches hinanreicht an das Schöpfungswerk der Gottheit.

Wohl hat Gott den Menschen geschaffen; wer ihn aber gebildet hat, das ist der Mensch! . . . Und eines Tages stund dann Jemand auf, der da sprach: „Nun denn, wenn Ihr Euch gar so sehr sehnet nach der Apokatastasie, so möge sie kommen, früher, als Ihr Euch dessen versehet!"

Dieser Jemand war aber ein Reichstagsabgeordneter und sein Name mar Paul Bárány.*)

Dieses „Lamm Gottes" legte einen Gesetzesvorschlag auf den Tisch des Hauses nieder, den die Regierung gewiß nimmermehr eingebracht hätte. —

Dafür steht aber eben auch den Abgeordneten das Recht zu, Gesetzentwürfe zu initiiren.

Der Gesetzentwurf des Abgeordneten Paul Bárány trug folgenden Titel:

„Ueber die Aufhebung der geistlichen Orden in Ungarn."

Ziehen wir nun in Betracht, daß sich zu jener Zeit aus

*) Bárány = das Lamm.

ganz Europa die vertriebenen Orden, Mönche, Nonnen und Jesuiten alle hier in dem unter dem Schutze der Garantien Europas stehenden neutralen Ungarn zusammengefunden hatten, — und wir werden begreifen, daß die große Auferstehungswoche der Apokatastasie vor der Thüre sein müsse, wenn dieser Entwurf Gesetz werden sollte, angenommen von beiden Häusern des Reichstages und versehen mit des Königs Sanction.

Eine Reichstags-Session im XX. Jahrhundert.

Auch die Institution des Parlamentarismus hat zeitgemäße Verbesserungen für sich in Anspruch genommen und dieselben sind schon an der technischen Einrichtung des Landhauses sofort bemerkbare.

Die riesigen Dimensionen des Parlamentsgebäudes gewähren sowohl dem Unter- als dem Oberhause Raum; der Sitzungssaal des Unterhauses nimmt die zwei unteren, der des Oberhauses die zwei oberen Stockwerke ein, die Nebenlocalitäten mitinbegriffen. Der Saal des Oberhauses empfängt sein Licht von oben durch die Glaseindachung; der Saal des Unterhauses aber hat, da durch das Oberhaus hindurch kein Licht zu ihm dringen kann, (honny soit, qui mal y pense) seine eigenartige Beleuchtungsvorrichtung. Es ist das Drummond'sche Kalklicht, welches, durch eine mattblaue, durchscheinende Pitinet-Platte gemäßigt, ganz und gar das angenehme Licht des Firmamentes nach unten hin verbreitet, ohne, wie die Gasbeleuchtung, zugleich die Temperatur im Saale zu erhöhen. Im Winter werden die Wände des Saales durchwärmt, — im Sommer dagegen sind künstliche Eisbereitungsvorrichtungen angebracht, welche die Hitze mäßigen. Ferner sind zwei physikalische Apparate unausgesetzt in Thätigkeit, deren einer Sauerstoff erzeugt und im Saale vertheilt, — der andere aber den Ueberschuß an Stickstoff absorbirt, und aus dem Dunste der Peroration — Sodawasser bereitet.

Eingerichtet ist der Saal des Unterhauses folgendermaßen:

Thüren sind gar keine angebracht; es gibt keine horizontalen Eingänge; jeder Abgeordnete kann nur auf vertikalem Wege zu seinem Platze gelangen. Eine Hebemaschine befördert

die Väter des Vaterlandes aufwärts oder abwärts, je nach ihrem eigenen Belieben, oder auf Wunsch des Präsidenten. Der letztere Fall tritt im Sinne der Hausordnung ein: erstens, wenn der Präsident die Sitzung aufhebt, wo er dann durch einen Druck mit dem Fuße das ganze Corps législatif auf einmal in die Tiefe versenkt; zweitens, wenn der Präsident eine Frage der Abstimmung unterzieht; in solchem Falle setzt er die sämmtlichen elektrischen Glocken in Bewegung und macht die geehrten Herren Abgeordneten, die sich im Buffet, in den Conversations- und Lesesälen, in den Arbeitszimmern, Bädern und Schlafsälen, im Conzertsalon und im Wintergarten, im Geschäftslocal und im Smockingroom des Hauses amusiren, oder daselbst arbeiten, studiren, speisen oder schlummern, aufmerksam: es möge jeder an seinem Platze erscheinen, denn es erfolge eine Abstimmung; zwei Minuten später drückt dann der Präsident die Tasten der abwesenden Deputirten in einer an seinem Tische angebrachten Claviatur und die betreffenden Sitze erheben sich, mit oder ohne ihre Inhaber, in den Saal hinauf. Wer nicht zur Zeit an seinem Platze ist, gelangt nicht mehr zur Abstimmung. Nach der Abstimmung werden dann die leeren Sitze wieder hinabgelassen.

Die Sitze der Abgeordneten sind mit Mechanismen zum Zählen der Zeit versehen, welche, mit einem Uhrwerke combinirt, von Tag zu Tag auf das Genaueste ausweisen, wie viele Zeit der eine oder der andere Abgeordnete auf seinem Sitze zugebracht hat. Am Ende des Monats wird diese Zeit zu Stunden berechnet und die Monatsgebühr des gesammten Abgeordnetenhauses nach Maßgabe der resultirenden Stundenzahl jedes Einzelnen adrepartirt; die „Neglecta-Gelder“ kommen den fleißigen Frequentanten zu Gute.

Zu bemerken ist, daß die Sitzungen permanent sind; — sie dauern fort, ununterbrochen, Tag und Nacht. Das Haus hat zwölf Präsidenten, die nacheinander je zwei Stunden lang den Vorsitz führen. Sechs derselben sind für die ungarischen Reden (diese werden von Früh acht Uhr bis acht Uhr Abends gehalten), die andern sechs für die deutschen, slovakischen, rumänischen, ruthenischen und mit Cyrillschrift und Antiqua schreibenden südslavischen Redner; die Letzteren haben auch ihre besonders qualificirten Stenographensektionen — (denn

endlich kann man doch weder von einem Präsidenten, noch auch von einem Stenographen verlangen, daß er eines jeden der im Lande gleichberechtigten Idiome vollkommen mächtig sei.)

Die Geschäftsordnung ist folgende:

Jeder Redner, der zum Worte gemeldet ist, hat eine halbe Stunde zugemessen. In außerordentlichen Fällen ist das Haus berechtigt, den Tag auch in Viertelstunden aufzutheilen. Diese halben Stunden sind angesetzt und es vermag sowohl der Redner, als auch das Auditorium auf die Minute zu berechnen, wann Der oder Jener an die Reihe kommt. In einer halben Stunde läßt sich viel Gescheidtes sagen. Wer das Exordium seiner Rede des Breiteren ausspinnt, hat es auf Kosten der Conclusion derselben gethan, denn: der Redner kann nur von der Tribüne aus sprechen; ober seinem Kopfe ist die Uhr; sowie der letzte Glockenschlag seiner halben Stunde ertönt, versinkt die Tribüne mitsammt dem Redner, und unten tritt bereits wieder der Nächstfolgende auf dieselbe.

Ueberdies ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Redner die Druckkosten zu bezahlen hat, welche die Vervielfältigung seiner Rede im Diarium sowohl als auch im Amtsblatte verursacht. Jede begonnene Seite wird für voll gerechnet, — jede Zwischenrede für eine Seite. Wer dreinredet, muß bezahlen.

Wollen die bedeutenderen Redner, die Hauptsprecher der Clubs, im Auftrage ihrer Partei längere Reden halten, so können mehrere Gesinnungsgenossen zusammenstehen und die ihnen zustehende Zeit dem Einen cediren; doch muß hievon dem Präsidenten Anzeige gemacht werden. Die Druckkosten nach solchen Reden der Parteiführer trägt dann die Partei; ist dieselbe zahlreich, so entfällt auf Einen nur wenig; besteht sie aber beispielsweise nur aus zwei Mitgliedern, so wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als daß einmal der Eine für den Andern bezahlt, und ein nächstes Mal wieder der Andere für den Einen. Wer ohne Auftrag der Partei spricht, bezahlt aus eigener Tasche.

Nicht unerwähnt können wir lassen, daß sich in Folge der lebenskräftigen Entwickelung des Parlamentarismus auch die Parteien gar sehr vermehrt haben.

Die zwei Hauptparteien: die Partei der Action und die der Transaction zerfallen wieder in zahlreiche Clubs und diese

haben sich vor Allem als staatsrechtlich-politische Clubs der leichteren Bezeichnung wegen Zahlen beigelegt, welche zugleich das politische Glaubensbekenntniß der Partei selbst mit äußerst geistreicher Symbolistik andeuten.

Da ist, um von der äußersten Rechten zu beginnen, zunächst

die „15-er Partei." Sie führt den Namen von der Jahreszahl der Nota Rakocziana. Die Fünfzehner sind die störrigsten Absolutisten;

die „97-er Partei," der Hort der Vorrechte und Privilegien, sowohl gegen Oesterreich, als auch gegen die Demokraten. Ihr Datum ist die 1796-er Constitution;

die „67-er Partei," welche die Vertheidiger der Staatsverfassung vom Jahre 1867 umfaßt;

die „1000-er Partei", die katholischen Conservativen, welche die Jahreszahl der Krönung des König Stefan's des Heiligen zu ihrer Devise erkoren haben;

die „72-er Partei," die politisch Indifferenten, welche das materielle Gedeihen des Landes für die Hauptsache, und dieser gegenüber jeden staatsrechtlichen Streit für ein Ding von untergeordneter Bedeutung erachten. Ihr Datum haben sie — auf Grund etwas unklarer Traditionen übrigens — von der Entstehung des Industriebundes und der Reformpartei von Jahre 1872 entlehnt;

die „63-er Partei," Siebenbürger Sachsen und Rumänen, die an der oktroyirten Verfassung von 1863 festhalten. Diese möchten ein Extra-Siebenbürgen, ohne Ungarn. Dafür will wieder

die „48-er Partei" einen König von Ungarn ohne Kaiser von Oesterreich, —

die „22-er Partei" aber, datirt von der goldenen Bulle d. J. 1822, einen König, dem wir befehlen können. Endlich

die „49-er Partei" — die sind Republikaner.

Und diese arithmetischen Titulaturen sind sehr zweckmäßig. So kann die Reactions-Partei Niemand eine solche nennen, denn sie sagt von sich selber, sie sei nichts weiter als die „fünfzehner" die Dissidenten kann Niemand Vaterlandsverräther schelten, denn sie sind nichts mehr als „dreiundsechziger"; und die Republikaner darf Niemand antidynastischer Gesinnungen zeihen, da sie doch einfach nur „neunundvierziger" sind.

Das sind aber nur die rein politischen Parteien. Außer diesen giebt es dann noch allerlei Clubs im Abgeordnetenhause, welche sich aus Mitgliedern aller möglichen Parteischattirungen bilden; sowie ihre Interessen zur Sprache kommen, stehen sie plötzlich gegen den gemeinsamen Feind zusammen, trennen sich in gesonderte Lager und poussiren die Zwecke ihrer Freunde auch in den Reihen der Gegenpartei.

So gibt es eine Genossenschaft der Industriellen, ein Banquier-Consortium, eine Liga der Grundbesitzer und eine andere der Kaufleute.

So bilden die Abgeordneten aus den Reihen der Armee und der Honveds eine besondere Gruppe, und gleichfalls eine starke Phalanx ist die der Beamten unter den Vätern des Vaterlandes.

In dem einen Winkel tagen die katholischen Geistlichen; in dem andern die Lehrer und die protestantischen Prediger.

Endlich haben auch die verschiedenen Landestheile ihre eigenen, geschlossenen Clubs. Es ist doch nur billig, wenn Siebenbürgen, Croatien, die obere Gegend, die rumänischen Distrikte, der Königsboden eigene Gruppirungen heischen.

Und zu allerletzt halten je nach den verschiedenen Angewöhnungen des gesellschaftlichen Lebens die Sportsmen, die Táblabiró's, die Philister und die Gelehrten des Hauses wieder besonders zusammen.

Doch auch das ist noch nicht genug.

Seitdem die Legislative zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Gleichberechtigung der Frauen ausgesprochen hat, lassen die Pester Frauenklubs — in recognitionem juris dominalis — in jedem Landtag irgendwo eine Dame zum Deputirten wählen. Diese sitzt nun dort im rechten Centrum, in der ersten Bank. Sie ist die fleißigste Besucherin, die fleißigste Rednerin des Hauses, und notirt am fleißigsten. Sie ist der Paladin der Frauenrechte. Mehr als eine läßt man deßhalb nicht wählen, damit sie sich nicht eine der andern widersprechen. Dadurch ist die verhängnißvolle Parteispaltung zum mindesten auf Seite der Damen vermieden.

Selbstverständlich gibt es auch bereits weibliche Stenographen und weibliche Reporters im Reichstage, aber vorerst immer noch ausnamsweise, geradeso wie es auch weibliche Doc-

tores — juris sowohl als medicinae — ja selbst weibliche Professoren und weibliche Richter erster Instanz gibt. Der Begriff der Frauenemanzipation ist noch immer nicht so recht abgeklärt; er braucht gerade noch die letzten fünfzig Jahre dieser alten nichtsnutzigen Welt, um sich vollständig zu setzen. Wir halten es mit der Frauenemanzipation bis jetzt immer noch wie mit dem Most: beide schmecken süß, aber man goutirt sie nicht, so lange sie nicht zweimal abgezogen sind.

Bei solcher Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses bieten natürlich auch die Verhandlungen ein ganz anderes Bild, als wir es bisher gewohnt waren.

Es gibt keine Eröffnung und keinen Schluß der Sitzung mehr, ausgenommen wenn bei tumultuarischen Auftritten der Präsident die Sitzung suspendirt. Die Tagesordnung wird wöchentlich einmal für die ganze Woche festgestellt; das pflegt die Aufgabe der Sonntagssitzung zu sein.

Ankunft und Abgehen der Deputirten können den Redner nicht im mindesten stören, denn Jedermann kann sich von seinem Platze nur nach unten hin entfernen: das Herumlungern zwischen den Bankreihen ist die bare Unmöglichkeit. Hat Jemand einem Collegen eine Mittheilung zu machen, so hat er zu diesem Behufe das Tintenfaß vor sich; das Billet geht von Hand zu Hand. Es ist kaum glaublich, wie viel zeitverderbendem Geräusche hiedurch vorgebeugt wird.

Geräth die Versammlung in die Hitze, so ist ein einziges Zeichen mit dem Inclangorium des Präsidenten hinreichend, den Lärm verstummen zu machen; denn falls es nicht genügen sollte, versenkt der Präsident die Spektakelmacher im nächsten Augenblicke auch schon unter das Podium. So erhält die Mahnung einen gewissen Nachdruck.

Ober jedem Abgeordneten ist ein Glöckchen aus Réaumur-Porzellan angebracht, welches mit dem Präsidentenstuhle in elektrischer Verbindung steht; Aufrufe und Mahnungen werden auf diesem Wege vermittelt. Und damit hiebei auch den Parteischattirungen Rechnung getragen sei, sind die Glöckchen nach einer Skala im Umfange einer ganzen Oktave gestimmt. Das hohe C ist der Ton der äußersten Linken, das tiefe C jener der äußersten Rechten. Wenn der Präsident musikalisch ist, kann er auf dem Carillon gleich ein zahmes Volksliedchen exekutiren.

Vice versa besteht vom Sitze eines jeden Abgeordneten nach der Tribune des Präsidenten auch eine elektrische Verbindung, mittelst welcher der Abgeordnete die Schriftführer aufmerksam macht, wenn er sich zum Worte vormerken lassen will. Der Schriftführer drückt dann an einen Knopf und der Name des betreffenden Deputirten erscheint auf einer, über den Sitzen der Funktionäre angebrachten schwarzen Tafel in transparenten Buchstaben; gleichzeitig erschallt ein Tam-tam-Schlag.

Dieselbe Vorrichtung wird auch bei den Abstimmungen gebraucht. Jede Frage wird durch namentliche Abstimmnung entschieden, die früher so viele theure Zeit verschlang: heutzutage ist in fünf Minuten Alles geschehen. Erste Minute: der Präsident formulirt die Frage; wer den Antrag annimmt, möge mit Ja stimmen. Nun drücken die Zustimmenden auf die Knöpfe ihrer elektrischen Apparate und im Momente erscheinen ihre Namen auf der an der Wand des Hauses hoch aufgerichteten Tafel. — Zweite Minute: die Stenographen kopiren die Namen. — Dritte Minute: die Namen verschwinden; es stimmen die Ablehnenden. Ihre Namen erscheinen. — Die vierte Minute gehört wieder den Stenographen. — Fünfte Minute: die Schriftführer zählen die Voten, der Präsident enunzirt den Beschluß. Ein Irrthum, ein schlecht verstandenes Votum, das Ausbleiben eines Namens kann nicht vorkommen.

Dank diesen Einrichtungen hält der Reichstag, trotz der enormen Vermehrung seiner Agenden, nie länger Sitzung als die vier Wintermonate hindurch. Die hartnäckigste Budgetdebatte ist in drei Tagen zu Ende. Der Reichstag ist einzig und allein zu legislatorischen Zwecken da und hat alle romantische Färbung der früheren Zeiten abgestreift.

Und noch weitere zwei Faktoren kommen dazu, um alle Poesie von den Parlamentssitzen rein wegzuwischen. Der eine ist die Optik, der andere die Akustik.

Das von oben wirkende Drummond-Licht ist derart angebracht, daß es die Abgeordneten voll beleuchtet, dagegen die Gallerien in tiefem Dunkel läßt, so daß der Redner niemals weiß, wer ihm da oben zuhört. Und oben wieder würde man auch ganz vergeblich aufhorchen, denn es ist von der Rede auch nicht ein Wort zu verstehen; die Akustik des Hauses ist eine derartige, daß der Redner nur unten im Saale verstan-

den werden kann; von der Gallerie aus sieht man höchstens wie er die Lippen bewegt, mit den Händen agirt und mit den Augenwimpern zuckt.

Daher kommen aber auch die glänzenden Speechs von ehedem gar nicht mehr vor, die Debatten werden zuvor in den Clubs abgethan; im Plenum nehmen nur mehr die mit der Vertretung der Clubbeschlüsse betrauten Redner das Wort. Von Petitionen werden nur die Rubra, bei Interpellationen blos die Fragepunkte verlesen.

Auf seinem Sitze im Abgeordnetenhause kann Jedermann die Geschäfte seines bürgeälichen Berufes erledigen. Der Kaufmann kann seine Rechnungen zusammenstellen, der Maler kann zeichnen, der Schriftsteller kann Buchstaben aneinanderreihen; nur Handtirungen, durch welche die Nebensitzenden gestört würden, und das Schlafen sind verpönt.

Außerhalb des Saales dagegen, in den für Unterhaltung und Conversation bestimmten Räumen mag sich Jedermann ganz und gar nach seinem Belieben divertiren, und da kommt es denn mehr als einmal vor, daß irgend ein Intrigant gerade während der Abstimmung über wichtige Fragen in den Nebenlokalitäten des Landhauses ein höchst interessantes Conzert veranstaltet und dadurch die Votanten der Gegenpartei hinterlistiger Weise zurückhält. Das ist erlaubt.

Im Buffet finden sich alle Parteien zusammen. Die Heben daselbst sind hübsch und jung. Verheirathete Abgeordnete sind die fleißigsten Besucher des Parlamentsgebäudes. Zu jeder Portion Schinken und Backwerk wird ein Mikroskop gereicht, durch welches der Abgeordnete untersuchen kann, ob der Schinken keine Trichinen, oder der Kuchen kein Zeïdium enthält. (Ohne diese Vorsichtsmaßregel könnte am Ende eine Partei die andere vergiften.) Desgleichen dient das Mikroskop dazu, zu untersuchen, ob die Banknoten, welche man empfängt, oder herausbekommt, nicht etwa falsch sind? Denn derzeit werden die Banknoten auf Maispapier gedruckt, dessen Erzeugung Staatsmonopol ist; dasselbe gleicht aber ganz außerordentlich dem Bambuspapier, daher denn eine Unmasse von Falsifikaten auf diesem letzteren angefertigt, in Umlauf sind. Doch das Mikroskop läßt den Unterschied zwischen den Zellengeweben des Mais und des Bambus vollkommen deutlich erkennen.

Aus all dem Gesagten ist ersichtlich, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Abgeordneter zu sein eine sehr amusante Sache ist — außerhalb des Sitzungssaales; dagegen eine äußerst monotone und prosaische im Saale selbst.

Im Oberhause hingegen ist das Alles anders.

Dort wird der Saal noch immer von der alten Sonne erleuchtet; dort erscheinen die Mitglieder noch immer im Galacostum und mit dem Säbel an der Seite; dort werden noch glänzende Reden gehalten, in der Kunstsprache und in klassischer Ausführung; dort wechselt man noch zärtliche Blicke mit den Schönheiten auf den Gallerien; dort sitzt man noch nach der Rangabstufung in separirten Lehnstühlen; der Präses eröffnet und beschließt die Sitzungen und bei der Abstimmung wird jedes Mitglied des Hauses namentlich aufgerufen, erhebt sich von seinem Sitze und gibt sein Votum ab mit „Ja" oder „Nein" — ganz wie ehedem.

All' das Gesagte zusammengenommen mag man ermessen, welch' riesige Dimensionen der parlamentarische Kampf in Sachen des von Bárány eingebrachten Gesetzentwurfes angenommen haben mußte, da er nun bereits einen vollen Monat hindurch währte.

Dieser Bárány war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren. In seiner ersten Jugend hatte er die Erde umschifft, und zwar vom Nordpolarmeere, von der Franklins-Bai an die Behringsstraße hindurch bis hinab zur Magellanstraße durch das Südporlarmeer. Er war an Wissen und Erfahrung reich, vermöglich und unternehmend, glücklich und stattlich.

Er galt für den Führer der liberalen Aktionspartei.

Sein Gesetzentwurf über die Aufhebung der Klöster hatte diesen ganzen Monat hindurch mannigfaltige Schicksale erfahren.

Es war kein geringes Meisterstück die Parteien derart zu gruppiren, daß er angenommen werde; denn es gab in jedweder Partei Leute, die ihm opponirten, die sich davor fürchteten und nicht verantwortlich sein mochten für die Folgen, — und die Gegner ruhten doch gleichfalls nicht, sondern setzten Alles in Bewegung, eine mächtige Coalition gegen den Gesetzentwurf zu Stande zu bringen.

Zunächst stunden die Altconservativen mit ihren staatsrechtlichen Gegnern, den Südslaven, zur Vertheidigung der

Klöster zusammen. Kaum war es gelungen, diese Liga zu sprengen, so war auch schon das Banquier-Konsortium für die Ultramontanen gewonnen, und diesem folgte alsbald die Militärpartei.

Im Laufe der Debatte trafen bei den Wortführern der Partei des Antragstellers die Deputationen aus ihren Wahlbezirken dutzendweise ein und jede brachte ihrem betreffenden Abgeordneten die Drohung: wenn er für den Gesetzentwurf stimme, so werde er nimmer wieder gewählt werden; und die Petitionen gegen die Aufhebung der Klöster, mit tausenden von Unterschriften bedeckt, gingen hageldicht auf den Tisch des Hauses nieder.

Einzelne Abgeordnete wußte man um jeden Preis herumzukriegen: der eine war verliebt; der Vater des Mädchens machte zur conditio sine qua non: sein zukünftiger Schwiegersohn müsse gegen den Gesetzentwurf stimmen. Ein Anderer hatte Schulden: man kaufte seine Wechsel zusammen und drohte ihm mit Konkurs, wenn er gegen die Klöster stimmen würde. Einem Dritten hetzte man seine Frau auf den Hals; die mußte ihn mürbe weinen. Mit einem Vierten suchte man Händel und forderte ihn. Bei einem Fünften steckte man sich hinter seinen Arzt und schickte ihn ad curandam valetudinem nach Egypten. Einem Sechsten versprach man eine ausgiebige Pachtung, wenn er resigniren wolle. Einem Siebenten hängte man einen Preßprozeß an und ließ ihn festsetzen. Die jungen Leute zog man zu Soiréen in angesehenen, hocharistokratischen Häusern heran und gab ihnen Gelegenheit, sich in die Balköniginnen zu verlieben. Alle zusammen beinzichtigte man kommunistischer, saint-simonistischer Tendenzen, verschrie ihre Absichten als Raubgelüste, Sacrilegium und Gottlosigkeit und drohte ihnen mit dem Zorne des Königs, der Dynastie, Gottes, und des Volkes. Man ließ ihnen die Fenster einschlagen, ihre Hypotheken kündigen, und exballotirte sie aus der Gesellschaft.

Doch all' das vermochte die Sachlage nicht zu ändern: die Bárány'schen hatten noch immer die Majorität im Abgeordnetenhause.

Man versuchte es also mit einer andern Intrigue. Man hetzte die extremsten Ultra's, den Antrag auf die Spitze zu

treiben und auf ein Terrain hinüberzuspielen, wo er dann sicherlich fallen mußte.

Aber auch das verfing nicht.

Báräny's Partei hatte ihren Antrag so geschickt formulirt, und auf eine so praktische Grundlage basirt, daß durch denselben einerseits der Hierarchie eine peremptorische Schlappe beigebracht, anderseits aber der ganze Vortheil daraus der autonomen Kirche zugute kommen mußte. Seine Position war eine angreifende und vertheidigende zugleich. Er ging offensiv vor gegen Jesuitismus und defensiv gegen den Nihilismus. (Man wird vielleicht fragen, worin der Unterschied zwischen beiden liege? Je nun: der Jesuit ist ein verkappter Nihilist — und der Nihilist ist ein demaskirter Jesuit.)

Zehn Modifikationsanträge wurden nacheinander gegen den Gesetzentwurf losgelassen.

Nach dem zehnten fruchtlosen Versuche ging Báräny's Antrag mit Zweidrittel-Majorität durch! — — Nun war aber noch das Oberhaus zurück!! —

Interessante Sitzungen kommen heutzutage nur mehr dort vor.

Die Abgeordneten pflegen den Meinungsaustausch schon in den Clubs, und die Intriguen und Unterhandlungen in den Außenlokalitäten. Im Saale kommen nur mehr die draußen bereits festgestellten Meinungen, und zwar in möglichst trockener Manier zum Vortrage. Selten, daß Jemand mehr vor vollem Hause spricht, und selbst die Wenigen, die auf ihren Plätzen sitzen, befassen sich mit ganz anderen Dingen, lesen oder schreiben, während der Redner spricht. Es fragt sich nur mehr um den Erfolg: wer hat die Majorität für sich? Und selbst das ist schon einen Tag zuvor aller Welt bekannt, denn die Clubs haben Probeabstimmungen vorgenommen.

Dafür aber das Oberhaus! Das ist jetzt die Wartburg der Debatter. Hier allein kann man noch die geistigen Turniere von ehedem bewundern: glänzende Reden, pathetische Philippiken, all die Meisterwerke homiletischen, oratorischen und deklamatorischen Gehaltes. Hier kommt es noch vor, daß eine flammende Apostrophe die leichterregbaren Gemüther mit sich

fortreißt; hier hat sich die Romantik der Reichstage früherer Zeiten noch in voller Blüthe erhalten.

Schon das Aeußere der Versammlung trägt einen feierlichen Anstrich.

Die Ornate der Kirchenfürsten: die purpurnen Soutanen. die gold- und blumendurchwirkten Paramente, die ca ulae aus schweren Seidenstoffen, buntgemischt mit den glänzenden Uniformen der hohen Militärs und den Galakostümen der Abgesandten der Comitate und der Mitglieder der hohen Aristokratie, bildeten einen mächtigen Contrast zu den einfachen schwarzen Amtstrachten der Vertreter der Akademien, Hochschulen, Universitäten und der Kirchendistrikte der recipirten Confessionen.

Wo sich nun so viele Kanzelredner, Professoren, Munizipal-Celebritäten zusammenfinden, denen allen die Rhetorik Fach, Beruf und Leidenschaft ist — wie sollten dort die glänzenden oratorischen Kampfspiele ausbleiben? Zumal, da demselben weder durch eine für die Plebejer erfundene und auf mechanischem Wege zu handhabende Hausordung noch durch andere derlei Normen, wie die gewöhnlichen Sterblichen solchen unterworfen sind, Schranken gesetzt werden. Der „gesalbte" Redner, mit dem heiligen Chrisma auf dem Haupte, darf frank und frei Jedermann kritisiren, niederdonnern, verurtheilen, exkommunizìren, — vom souveränen, gekrönten Könige an bis zum souveränen, barfüßigen Volke herab; er kann darüber nicht einmal zur Ordnung gerufen werden. Und von persönlicher Satisfaktion kann doch gleichfalls keine Rede sein, wo Geistliche, Militärs, Magnaten und Gelehrte zusammen debattiren. Hier herrscht also unbeschränkte Redefreiheit und die entfesselte Leidenschaft waltet mit allem ihrem Rüstzeug.

Das war die „Charwoche", als der Gesetzentwurf, vom Abgeordnetenhause angenommen, im Oberhause verhandelt wurde!

Der Verfasser hatte mit großer Sorgfalt darauf gesehen, daß der Gesetzentwurf aus nicht mehr als einem einzigen Paragraphen bestehe und dieser lautete:

„Sämmtliche geistliche Orden, Convente und Klöster in Ungarn werden aufgehoben und ihre Güter der autonomen Repräsentanz der betreffenden Confession zu kirchlichen und Erziehungszwecken überantwortet; die Mitglieder der aufgehobenen Orden werden lebenslänglich versorgt und mit, ihren Fähigkeiten entsprechenden Anstellungen bedacht. Mit der Durch-

führung des gegenwärtigen Gesetzes wird der Minister des Innern betraut."

So konnte man dieses Gesetz, da es nur aus einem einzigen Paragraphen bestand, beim besten Willen nicht in einer langwierigen, schleppenden Verhandlung todtreden.

Sieben volle Tage lang währte aber das glänzende Geistestournier im Oberhause deßhalb doch. Auf den Gallerien drängten sich an diesen Tagen fortwährend die Zelebritäten der vornehmen Welt. Aus fernen Landen: aus Frankreich, Italien, England, aus Deutschland und aus Spanien strömten die Kämpen für und wider zusammen, und die Subsidien an Ideen, Rathschlägen, ja sogar an materieller Unterstützung, welche ihre Anwesenheit auf den Gallerien im Gefolge hatte, trugen nicht wenig dazu bei, den Kampf bedeutende Dimensionen annehmen zu lassen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieses oratorische Kunstfeuerwerk zu beschreiben. Dazu thäten mir so vielerlei Talente noth, als deren alle die sechsundachtzig Redner, welche sich an der Debatte betheiligten, einzelweise der staunenden Welt zum Besten gaben Ich begnüge mich, als historisches Datum zu verzeichnen, daß ein ähnlicher parlamentarischer Ringkampf bisher selbst in Ungarn noch nicht erhört worden war. Beide Parteien führten ihre gewaltigsten Geschütze ins Feuer und beide Lager stritten Mann an Mann mit Todesverachtung sieben Tage und sieben Nächte lang.

Dann war endlich die Frage erschöpft, das ganze rhetorische Arsenal verschossen bis auf die letzte Patrone. Es erübrigte nur mehr die große Abstimmung.

Nun war aber der Sonntag herangekommen und unmittelbar auf diesen folgte ein beweglicher Feiertag. An Sonn- und Feiertagen hält das Herrenhaus keine Sitzungen.

Das waren denn dann erst die zwei schweren Tage der Krisis.

Ja wenn dieser Gesetzentwurf im vorigen Jahrhunderte auf's Tapet gekommen wäre, — da wäre er alsbald abgethan gewesen. Von den vierhundert durch Geburt und Ernennung stimmberechtigten Mitgliedern des Oberhauses erscheinen etwa vierzig in den Sitzungen und unter diesen sind zwanzig Prälaten, zehn ultramontane Magnaten und acht Obergespäne: die stimmen die zwei, drei jungen gräflichen Reformer, die es etwa wagen sollten, dem Plenum entgegenzutreten, einfach nieder,

der Gesetzentwurf wird schön an's Abgeordnetenhaus zurückgeleitet und damit ist er dann auch besorgt und aufgehoben.

Heutzutage liegen aber eben die Verhältnisse bedeutend anders. Das ehemalige Cadre des Oberhauses, der hohe Geburtsadel selbst ist in zwei feindliche Lager geschieden: die Freimaurer und Protestanten halten den Ultramontanen das Gleichgewicht. Der zweiten großen Quote, der Phalanx der Prälaten, steht ein gefährliches Observationscorps entgegen in den Superintendenten der übrigen recipirten Religionsgenossenschaften und den Delegirten der Lehranstalten, welche sämmtlich der Natur der Sache gemäß die Unabhängigkeit des Erziehungswesens von der Kirche wünschen. Den Gegner capacitiren wollen wäre eine Verrücktheit, — ihn in's Bockshorn jagen wollen, eine Vermessenheit von jeder dieser Parteien und vollends ihn bestechen wollen, hieße das Unmögliche versuchen. Außer diesen sind dann noch die gemischten Elemente da: die vom Könige mittelst Pairsschüben in's Oberhaus beförderten hohen Militärs und Gelehrten, ferner die Obergespäne der Komitate und je ein gewählter Ablegát eines jeden Komitates. — Unter diesen sich Anhänger zu werben, ist beiden Parteien unbenommen.

Und die Werbung nahm großartige Dimensionen an.

Die prinzipielle Zweispaltung reichte bis in den Schoß der Regierung hinauf.

Der Kultusminister war ein enragirter Gegner des Gesetzentwurfes; zu ihm hielten der Justizminister, der die Frage vom juridischen Gesichtspunkte auffaßte, — der Minister um die Person des Königs, der einer der hervorragendsten Bannerträger der Ultramontanen war, — der Kriegsminister, der unter dem Einflusse seiner Frau stand und nichts fürchtete, als den Teufel, diesen aber auch über alle Maßen, — endlich der Minister des Aeußern, den ein Schauder überlief, wenn er nur daran dachte, daß der gewisse protegirte staatliche Zustand Ungarns, der doch für einen Diplomaten ein so überaus bequemes Ding ist, mit einem Male ein Ende nehmen würde sobald man die unter allerlei heiligen Firmen hier angesiedelten Jesuiten vertriebe, und daß man dann würde anfangen müssen auf eigenen Füßen zu stehen, eine Aufgabe, welche einen ganzen Mann erfordert! — Dagegen war für die Aufhebung der Klöster vor Allen der Finanzminister, denn er sah durch die Maßregel das Budget um fünf bis sechs Millio-

nen erleichtert, — ferner der Minister des Innern, der von derselben eine beträchtliche Steigerung seiner Macht erwarten durfte und beide Hände frei bekam, — endlich der Landesvertheidigungsminister, der überhaupt ein Wettersjunge war und für sein Leben gern — dem Kriegsminister opponirte. Der Kommunikationsminister blieb, wie sich's geziemt, neutral, und der Handelsminister arbeitete, wie sich's nicht minder geziemt, nur unter der Decke.

Der Finanzminister nahm also die Komitats-Ablegaten einzelweise coram und sagte ihnen auf den Kopf zu: wenn sie gegen den Gesetzentwurf stimmen sollten, werde er im nächstjährigen Budget den Komitatsvoranschlag ganz unbarmherzig zustutzen und die Reduktion gerade mit Abschaffung des Pauschales für die Oberhaus-Ablegaten der Komitate beginnen. Diese Drohung machte mehr als Einen stutzig.

Der Minister des Innern machte sich an die Obergespäne und eröffnete Jedem von ihnen die schöne Aussicht: er werde acht volle Monate lang sein Komitat nicht verlassen dürfen, wenn er nicht für den Gesetzentwurf stimme.

Die Leiter der großen Geldinstitute (gleichfalls Pairs) bekamen rechtzeitig einen Wink; im Finanzministerium wünsche man, daß dieses Gesetz durchgehe, und werde es Jedem zu gedenken wissen, der etwa gegen dasselbe stimmen sollte.

Die Gegenpartei hinwider verfügte über viel bedeutendere Geldmittel, als selbst der Finanzminister. Ihr standen die „Cassa nemonis," die fabelhaften Fonds der Jesuiten, die Schätze der Refugiers nicht minder zu Gebote, als die Privatschatouille des reichsten unter den kaiserlichen Erzherzogen, — ein Pouvoir, welches denn doch endlich selbst die Spitzen der Finanzwelt besorgt machte.

Der Erzengel des Gerichtes selbst mußte in diesem Augenblicke gespannt sein, was die Waage zeigen werde: Hausse oder Baisse?

Der Kriegsminister hatte jedem Oberoffizier, der im Hause saß, die Weisung zugehen lassen, mit „Nein" zu stimmen; wer nicht Ordre pariren wollte, wurde auf eine Woche zu seinem Regimente geschickt. Dagegen hatte der Landesvertheidigungsminister allen den jungen Magnaten, die als Offiziere in der Honvedarmee dienten und als Liberale bekannt waren, für einige Zeit Urlaub gegeben, damit sie zur Abstimmung nach

Hause kommen konnten; Diejenigen hingegen, die für ultramontan galten, wurden zum Manöver kommandirt. Manch einen der Letzteren überredete dann die Verwandtschaft, den Dienst zu quittiren, um daheim bleiben zu können.

Selbst die stimmberechtigten Prinzen der königlichen Familie schickten sich die Hälfte mit „Ja," die andere Hälfte mit „Nein" zu stimmen an.

An den zwei Feiertagen erreichte die Bewegung ihren Höhepunkt.

Jede der zwei Parteien rührte sich und regte Hände und Füße, zu werben und ihre Kräfte zu sammeln. Weit vom Lande her brachte man manch einen verarmten Grafen oder Baron heraufgefahren, der wohl Stimmrecht, aber kein Geld hatte, nach der Hauptstadt zu kommen; man durchstöberte die Spelunken und Schlupfwinkel der Stadt, ob nicht etwa auch dort ein oder der andere verlumpte Hidalgo aufzutreiben sei, von dem schon längst Niemand mehr wissen wollte. Man suchte ihn für den Tag der Abstimmung zu ernüchtern, ließ ihn herausputzen und kostümiren und hielt ihn bis zum entscheidenden Augenblicke in strengem Gewahrsam.

Als am Abende des zweiten Feiertages die Parteien ihre Statistik zusammenstellten, zeigte sich der Stand derart, daß — wenn alle 456 Mitglieder des Oberhauses stimmen würden — die Ultramontanen mit sieben, sage sieben Voten in der Mojorität sein mußten.

Die ominöse Sieben!

Die Zahl der sieben Ungarherzoge, der sieben himmlischen Planeten, der sieben griechischen Weisen; aber zugleich auch der sieben Todsünden und der sieben thörichten Jungfrauen!

Wie schwer ist es, dieser Zahl zu vertrauen!

Die Ultramontanen versuchten denn auch noch am letzten Abende eine gewaltige Diversion, welche ihrem Triumphe Glanz verleihen sollte. Der Minister um die Person des Königs überreichte Sr. Majestät ein Verzeichniß von fünfundzwanzig Namen, welche durchweg einen sehr guten Klang in partibus valde fidelium hatten, mit dem unterthänigsten Antrage, Se. Majestät möge dieselben im Wege eines Pairsschubes unter die Mitglieder des Oberhauses einzureihen geruhen.

Auf diese Weise hätten sie noch des andern Tages mit-

stimmen können. Allein Se. Majestät beschieden Ihren Minister höchst weise dahin: durch den Pairsschub würde die Krone unmittelbar an der verfassungsmäßigen Thätigkeit des einen Faktors der Gesetzgebung theilnehmen, ein Akt, der weder gerecht noch auch logisch genannt werden könnte, da es ja dem Könige, als dem zweiten Faktor der Legislation ohnehin anheimgestellt sei, das Gesetz zu sanktioniren, oder durch sein Veto zu vereiteln.

Am Vorabende des großen Tages war die Bewegung in den Sälen des Jockeyklubs — dem Hauptquartiere der ultramontanen Magnatenpartei, im Gegensatze zum Nationalkasino, wo sich die Liberalen unter den Magnaten mit den Lateinern zu encanaillisiren pflegen — noch erregter als gewöhnlich. Von Whist oder l'Hombre war keine Rede; an allen Tischen berieth man die großen Vorkehrungen.

Mitten in diesem Tumulte, spät Abends, überraschte Graf Leo Zurdoki den Klub mit der verderbendrohenden Schreckenskunde: Sein Onkel, Ambrosius Graf von Zurdoki liege in den letzten Zügen.

Graf Ambrosius Zurdoki war der fideikommissarische Besitzer eines Senioratsgutes, welches eine Viertelmillion Renten abwarf; nach seinem Ableben mußte das Majorat an Grafen Leo fallen. Dies in Erwägung gezogen, können wir nicht umhin, dem Schauspielertalente des Grafen Leo die vollste Anerkennung zu zollen, nachdem wir sein todtenbleiches Antlitz, sein in Thränen schwimmendes Auge, den schmerzlichen Ton seiner Stimme bei Verkündigung der Schreckensbotschaft gesehen und gehört haben: „Mein Onkel liegt am Tode! Er erlebt vielleicht schon den nächsten Morgen nimmermehr!"

Diese Schreckenskunde machte alle Welt mit einem Schlage verstummen. Graf Ambrosius Zurdoki war der Führer, das Haupt der ultramontanen Partei, ein Mann, der aus Ueberzeugung, aus tief innerstem Glauben sprach und handelte. Bei seinem Glaubenseifer, welcher ihn zum gefürchteten Hammer der Liberalen machte, war er doch Patriot von lauterster Gesinnung und ein leuchtendes Beispiel von Opferfreudigkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten; in religiösen Dingen war er Fanatiker, in staatlichen aber ein Geist von hoher Begabung; er vereinigte Verstand, Wissen und die schwere Kunst, von seinen Reichthümern einen edlen Gebrauch zu

machen; er war ein Gegenstand der Hochachtung selbst für seine Gegner. Und dieser Mann lag nun am Tode!

Er war hochbetagt und kränklich. Er hatte der siebentägigen Debatte bis zu Ende im Hause angewohnt, hatte alle ihre leidenschaftlichen Phasen durchgenossen und durchgelitten; das hatte seine Nerven all zu sehr angegriffen. Zum Schlusse hatte er eine erregte Philippika gegen die Liberalen gehalten, welche er zweimal unterbrechen, und nach welcher man ihn in den Armen aus der Sitzung tragen mußte Zu Hause war dann eingetreten, was seine Verehrer längst gefürchtet hatten: die wiederkehrende Hämoptöe.

Das ist ein gefährlicher Schlag! sagte man allenthalben. Wenn er nun der morgigen Sitzung nicht anwohnen, die Reihen der Seinigen nicht von seinem gewohnten Platze aus mit seinen prophetisch begeisterten Blicken befeuern könnte!

Die Mitglieder des Clubs bestürmten den Grafen Leo, der die Nachricht gebracht hatte, mit tausenden von Fragen.

„Was ist die Diagnose?" — „Ist Hämoptöe eingetreten, oder Pneumorrhagie, oder blos Tracheorrhagie?" — „Was sagen die Aerzte?" — „Ach was verstehen auch die hiesigen Aerzte! Nach Wien muß man telegraphiren, augenblicklich! Den Leibarzt des Königs muß man berufen lassen." — „Der versteht erst recht nichts; der König ist doch niemals krank." — „Gar keinen Arzt; Schwester Antoinette von den Ursulinerinen muß man holen lassen, die wirkt Wunderthaten bei solchen Kranken." — „Ich habe ein zuverlässiges Mittel, das bei mir noch jedesmal genützt hat: Brustsyrup mit Digitalis." — „Da ist mein Mittel noch besser: ferrum sesquichloratum." — „Das Beste ist das anacahuit." —

„Die Hauptfrage ist die," sprach endlich einer der Magnaten, ein Herr von hervorragender Gestalt und mit ganz eigenthümlicher Stimme, „die Hauptfrage ist die, ob das Uebel vom Zerplatzen eines Aneurisma herrührt? Denn davon hängt es ab, ob der Graf morgen zur Abstimmung im Hause erscheinen kann, oder aber nicht, und das ist die Hauptsache."

Sofort folgte ein neuer Antrag: man muß eilig zum Großprobste, zum Oberalmosenier schicken, und an der Primas telegraphiren; sie sollen sofort mit allen Glocken läuten und alle Kirchen öffnen lassen; die Gläubigen sollen beten, auf daß Graf Ambrosius Zurdoki nicht sterbe, auf daß er der morgigen Sitzung anwohnen könne.

Das fehlte mir, daß sie ihn am Ende noch gesund beten! sagte Graf Leo mit begründeter Besorgniß zu sich selber.

— Meine Herren, sprach er hierauf mit pietätvoller Stimme des Gedankens, meinen armen guten Onkel morgen in die Sitzung hinaufzuschaffen, müssen wir uns ganz und gar entschlagen; das werden wir, die Familienmitglieder, denen sein Leben so theuer ist, in keinem Falle gestatten; es wäre sein sicherer Tod!

Jedermann nahm diese Erklärung mit Bewunderung auf; sie zeugte von einer höchst edlen Denkungsart des Grafen Leo.

— Lassen Sie uns lieber erwägen, meine Herren, wie wir das Votum, welches wir solchergestalt verlieren, durch einen glänzenden Trumpf ersetzen mögen. Mein Onkel wird fehlen, denn ich werde nicht zugeben, daß er seinem sichern Tode entgegen gehe, aber ich gebe mein Wort darauf, daß ich mir noch diese Nacht einen Votanten der Gegenpartei heraussuche, den ich niedersäble.

Dieses Wort zündete.

„Und ich meinestheils erkaufe uns Einen!“ rief ein Anderer von den Herren.

„Ich aber lasse Einen einsperren!“ schloß ein Dritter.

Wenn wir bedenken, das Graf Leo ein ausgedienter Uhlanenoffizier und ein vortrefflicher Fechter, — der zweite der Herren ein reicher Banquier war, der die schwachen Seiten so mancher der jungen Herren vom hohen Adel kannte, — der dritte aber vollends der Oberstadthauptmann der Hauptstadt, so wird es uns nicht eben allzusehr Wunder nehmen, wenn wir sie um zwei Uhr nach Mitternacht alle Drei mit der Meldung in den Club zurückkehren sehen, daß ein Jeder von ihnen sein Versprechen eingelöst habe. Graf Leo hatte richtig bei einem Restaurant mit einem jungen hochadeligen Honvédoffizier angebunden, hatte sich sofort bei Lampenbeleuchtung mit ihm geschlagen und ihn dermaßen zugerichtet, daß der morgen unmöglich in die Sitzung gehen konnte; der Banquier hatte einen anderen Magnaten dadurch kapazitirt, daß er ihm seine Wechsel im Betrage von vierzigtausend Gulden zurückgab; der Oberstadthauptmann endlich hatte eine Razzia gegen sämmtliche geheime Spielhöllen der Hauptstadt veranstaltet und Alles zusammenfangen lassen, was da betroffen wurde; es hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn man bei dieser Gelegenheit nicht auch wenigstens einen der Herren des Oberhauses blindlings mit in's Netz

bekommen hätte; man bekam deren auch richtig mehr als einen, nur daß die anderen zufällig lauter Votanten von der Rechten waren; diese wurden natürlich sofort wieder entlassen, — an den einzigen Linken, der mit darunter war, kommt die Reihe erst morgen Vormittag — wegen Geschäfsüberhäufung.

Also Drei für Einen!

Aber auch dieser Eine sollte nicht wegbleiben. Graf Ambrosius Zurdoki steht wahrhaftig bereits am Rande des Grabes, — jede Bewegung, jedes laute Wort, ja jede Gemüthsbewegung beschleunigt seinen Tod, — doch er läßt sich trotzdem nicht zurückhalten.

Er vermag nicht mehr zu sprechen. Er schreibt seine Befehle mit einem Stifte auf ein Blatt Pergament und theilt so seiner Umgebung seinen Willen mit:

„Ich werde mich in die Sitzung begeben .... Sterbe ich daselbst, so bin ich an guter Stätte gestorben ..... acht meiner Ahnen sind auf der Wahlstatt gefallen — auch ich werde am Kampfplatze enden ....!“

Des Morgens um sieben Uhr versah ihn der Großprobst mit der Wegzehrung und der letzten Oelung; durch die heiligen Sakramente gestärkt, ließ er sich ankleiden, dieser edle Streiter der angestammten Begriffe, machte mit einer gebieterisch abwehrenden Handbewegung jede Widerrede verstummen, und ließ sich in seinen Tragsessel bringen; so trug man ihn in's Landhaus, in den Sitzungssaal hinauf, und setzte ihn an seinen gewohnten Platz, eine lebendige Bildsäule, einen Todten, an dem nur mehr das große Auge und das große Herz lebendig sind, der nur mehr ein letztes Wort zu sprechen hat, und eben nur mehr so viel Lebenskraft, um dieses eine Wort auszurufen, das Wörtchen: „Nein!“

Alles Geräusch unter der erregten Menge verstummte plötzlich und machte einer tiefen, grausigen Stille Platz, als die geisterhafte Gestalt des sterbenden Helden im Sitzungssaale erschien. Der bestürzten Gegenpartei selber drängte sich der Gedanke auf, wie tief gewurzelt doch der Glaube sein müsse, zu dessen Vertheidigung sich ein Sterbender noch mit seinem letzten Athemzuge aufraffe!

Seinem Arzte selbst gestattete der Magnat nicht, an diesem Orte in seine Nähe zu kommen, und seine Medizin stand unberührt vor ihm. Eines ist gewiß: wenn ein starker Geist mit so viel Willenskraft Etwas will, so hält vor diesem starken Wollen der Tod selber inne, und wagt es nicht seine

Knochenhand an den Mann zu legen, der ihm bereits verfallen, so lange dieser Sterbliche seine Mission nicht erfüllt hat.

Und nun kam noch ein fatales Ungefähr dazwischen. Im Oberhause war es (um Streitigkeiten betreffs des Vorranges zu vermeiden) Gebrauch, die Votanten bei der Abstimmung in alphabetischer Ordnung aufzurufen. Der Präsident zog den beginnenden Buchstaben und es ergab sich als solcher eben der erste des Alphabets; demnach hatte nun Graf Ambrosius Zurdoki die Aufregung der ganzen Abstimmung bis zu Ende durchzukosten, denn sein Name war der vorletzte und nach ihm folgte nur mehr sein Neffe Graf Leo.

Indeß — die feierlichen Augenblicke des Reichstages sind eben nur Augenblicke.

Die schmerzliche Stille, welche das Erscheinen dieser Gestalt voll biblischen Ernstes (Eli, der in seinem Lehnstuhle den Ausgang des Kampfes erwartet) verursacht hatte, wurde alsbald durch den Eintrit des Grafen Leo unterbrochen, der auf dem Wege von der Thüre bis zu seinem Platze den Tribut der Bewunderung und Anerkennung von allen seinen Parteigenossen in Form herzlicher Händedrücke und warmer Glückswünsche entgegennahm. Seine Heldenthat war bereits allenhalben bekannt: er hatte einen von der Gegenpartei in die Pfanne gehauen! Samson's Sieg über die Philister konnte kein namhafterer Skandal gewesen sein!

Bis Graf Leo zu seinem Sitze gelangte, hatte ihn der Weihrauch der öffentlichen Meinung dermaßen benebelt, daß er sich für den bedeutendsten Factor der heutigen Sitzung hielt und jenes anderen bedeutenden Mannes beinahe ganz und gar vergaß, der in der Reihe vor ihm, das Haupt in der hohen Lehne seines Armstuhles zurückgebeugt, dasaß in der Erwartung, wer ihn eher aufrufen würde: der Präsident — oder der Tod? Nur einem dieser Beiden konnte er mit „Nein“ antworten.

Graf Leo hielt vorerst mit seinem Opernglase Rundschau auf den Gallerien und erwiderte die Grüße vieler ihm zulächelnder Gesichter; dann erst fiel es ihm ein, sich zu erheben und über die Lehne des vor ihm stehenden Sitzes zu spähen. Als er der gebrochenen Gestalt seines Onkels ansichtig wurde, gab er mit gegen Himmel verdrehten Augen seiner schmerzlichen Bewunderung solcher Seelengröße Ausdruck.

Dann aber setzte er sich einfach wieder auf seinen Platz zurück und begann in Folge einer gewissen Ideenverbindung

wieder die Damengallerie zu mustern. Diese Ideenverbindung war aber folgende: Graf Ambrosius wird die Gemüthsbewegung dieser Stunde nicht überleben. Das Seniorat fällt sonach heute an den Grafen Leo. Bisher hatte derselbe nicht viel Vermögen gehabt, wohl aber Schulden in Hülle und Fülle. Die schöne deutsche Fürstin dort auf der Gallerie, von derem Halse ein Rosenkranz aus nußgroßen schwarzen Gagathperlen mit einem Kreuze aus demselben Stoffe niederhing, hatte bisher die Huldigungen des Grafen Leo äußerst kühl aufgenommen. Von heute ab wird sie wärmer für ihn empfinden. Oder lächelt ihm ihr bezauberndes Gesichtchen nicht in diesem Augenblicke schon holdselig zu?

Alle Damen haben bereits ein Lächeln für den Grafen Leo; das macht die gestrige Heldenthat und die heute zu gewärtigende große Erbschaft; und das brachte nun den wackeren Kämpen ganz und gar aus dem Geleise.

Fünf Minuten nach der Ziehung des beginnenden Buchstabens hebt die Abstimmung an. Der Präsident selber ruft die Mitglieder des Herrenhauses namentlich und einzeln auf, und diese geben ihr Votum ab feierlich und sich von ihren Sitzen erhebend.

Die Ultramontanen gehen mit Siegesgewißheit in's Gefecht; seit gestern ist ihnen eine Majorität von zehn Stimmen gewiß; und alle sind zugegen, auf die sie gerechnet hatten, nicht Einer ist weggeblieben.

Und doch hatten sie Eines nicht in Rechnung gezogen!

Wie ein Schlag aus heiterem Himmel fiel plötzlich ein „Ja" von einer Seite, von welcher man sich dessen nimmermehr versehen hätte.

Es war der Prälat der Cisterciten, der dieses Ja gesprochen hatte.

Wie ist das möglich? Ist das ein Irrthum, oder ist dieser Mensch ein Apostat oder vom Teufel besessen? Die Blicke der Kirchenfürsten sprühten Blitze gegen die schneeweiße Reverenda und die patriarchalische Gestalt obenan erhob sich zur halben Höhe aus ihrem Lehnstuhle gleich dem Gespenste eines vom Grabe Erstandenen und die Blicke der großen Augen fielen Geißelhieben gleich auf diesen himmelstürmenden Belials-Sohn!

Dieser aber saß ruhig auf seinem Platze und sein Antlitz zeigte keinerlei Verwirrung.

Die nächstfolgenden Augenblicke schon brachten, nur zu bald,

die Lösung des Räthsels. Die Vorsteher der in Ungarn ansäßigen vier lehrenden Orden, der Benediktiner, Cisterciten, Piaristen und der Prämonstratenser, sowie der anwesende Prior des der Krankenpflege gewidmeten Ordens der Barmherzigen Brüder, stimmten allesammt einer nach dem andern für den Gesetzentwurf. Zufällig standen ihre Namen in der Liste nahe an einander, so daß diese Wendung der Dinge alsbald in vollem Umfange offenkundig wurde.

Auf diese Gefahr hatten sie nicht gerechnet!

Die interessirten Parteien selber, die Oberen der fünf geistlichen Orden stimmten für die Aufhebung dieser Letzteren! Sie zu fragen, sich ihrer zu versichern, ihre Stimme zu erwerben, hatte man gar nicht für nöthig erachtet; war ja doch der Gesetzentwurf gerade gegen sie gerichtet. Und sie — sie selber stimmen für denselben.

Und doch hatte dieses überraschende Phänomen seine sehr leicht erklärlichen Beweggründe — einen psychologischen und einen finanziellen.

Die psychologische Bewegung war folgende: die im Vaterlande von alten Zeiten her heimischen Orden waren gewahr geworden, daß sie durch die importirte Jesuitenverbrüderung all ihres bisherigen Einflusses stets mehr und mehr verlustig gingen. Die Jesuiten sind es, die in den höheren Kreisen und in den niederen Volksschichten das Terrain occupiren, — die alten Orden sind nur mehr bei der Mittelklasse heimisch, und selbst diese ist heutzutage nicht mehr blindgläubig wie ehedem. Und dann — die Mitglieder dieser Lehr- und Pflegeorden sind durchwegs wissenschaftlich gebildete, aber dabei jämmerlich gezahlte Individuen, und wenn die Orden aufgehoben werden, wird die Nation sie bei weitem besser zu schätzen wissen, als bisher die Kirche. (Ein gelehrter Ordenspriester hatte außer seiner Kost hundert Gulden Jahresgehalt!)

Und überdies sind noch zwei vexatorische Einrichtungen in Betracht zu ziehen, welche die materielle Seite der Frage noch schwieriger gestalten: die „Confidenzen“ und die „Panisbriefe“.

Confidenz heißt in der Kunstsprache der Hierarchie ein geheimes Uebereinkommen, kraft dessen Derjenige, welcher irgend ein kirchliches Benefize erlangt, einen gewissen Theil vom Erträgnisse desselben demjenigen zusichert, der ihm zu der Stellung verholfen hat. Und der praktische Geschäftsgeist hatte sich zu jener Zeit in Ungarn bereits dermaßen entwickelt, daß ohne eine solche Confidenz Niemand mehr zu einer halbsweg nennenswerthen

Stellung gelangen konnte. Die Pfarrer zahlen den Bischöfen, die Bischöfe den Kardinälen und alle zusammen dem Kultusministerium (dieser Posten war derzeit eine höchst ausgiebige Melkkuh) Perzente von ihren Einkünften, so zwar, daß der Prior, der Großprobst, der Abt, wenn er nachrechnete, was er von den Einkünften seiner enormen Besitzungen an Confidenzen zu zahlen habe, zu dem Schlusse kam, daß er um gar nichts besser gestellt sei, als der Bettelmönch, der von milden Almosen lebt.

Dann waren noch die Panisbriefe.

Noch aus der römischen (das will sagen: der deutschen) Kaiserzeit her stand der Krone das Recht zu, verarmte Laien mit sogenannten „litterae panis“ (Anweisungen auf Brod, d. h. auf Unterhalt) zu versehen und sie dadurch an die Klöster als Unterhalt gewährende Asyle zu weisen. (Sacerdos debet esse homo hospitalis!) Diese menschenfreundliche Institution nun hatte ein ungarischer Minister des Innern neuerdings in's Leben gerufen. Der Aermste hatte so viele mittellose, aber prinzipientreue Kreaturen auf dem Halse, daß er beim besten Willen nicht für Jeden ein Amt kreiren konnte. Und die Leute wollten doch leben und — mochten nicht arbeiten! Kurz resolvirt ertheilte er ihnen also Panisbriefe und schickte sie den gastfreien Stiften zu. So waren nach und nach alle Konvente und Klöster im wahrsten Sinne des Wortes Versorgungshäuser für Lungerer geworden — selbstverständlich zu nicht geringem Aerger der übrigens gastfreien Mönche.

Ueberdies war schließlich den gesetzlich rezipirten Orden zu Ohren gekommen, die ultramontane Partei gedenke, wenn sie bei der Abstimmung die Oberhand behielte, sofort darauf zu dringen, daß der öffentliche Unterricht den alten geistlichen Orden entzogen und den Jesuiten anvertraut werde.

Das Alles war es, wogegen jene fünf bejahenden Voten ihr mächtiges Veto einlegten. Die patriotischen Orden wollten sich nun einmal nicht gleich den Tempelrittern von ihren Feinden vernichten lassen, sondern schlossen sich lieber ihrem guten Freunde, dem freisinnigen Fortschritte an.

Eine unsägliche Verwirrung, eine Aufregung sondergleichen entstand im Saale. Die Erbitterung der Ultramontanen, das Frohlocken der Liberalen stiegen zu gleicher Höhe. Es war nachgerade unmöglich, Ruhe herzustellen. Kaum daß die Aufrufe des Präsidenten und die Antworten der Stimmenden mehr zu ver-

nehmen waren — Lärm und Toben und Jauchzen allenthalben. Auch auf den Gallerien herrschte große Aufregung. Um fünf Stimmen hatte also die eine Partei weniger, die andere mehr, damit waren sie nun eben beide gleich stark.

Am wenigsten wohl war dabei dem Präsidenten zu Muthe, Jeder Präsident ist von Amtswegen Jesuit. Ihm ist es erlaubt, mit den Lieberalen lieberal und mit den Ultramontanen ultramontan zu sein, ja es ist sogar seine Schuldigkeit, es zu sein. Im Streite selbst ist also seine Stellung die denkbar bequemste: auf ihn kann keine Partei losschlagen.

Doch wehe ihm, wenn sich im entscheidenden Momente zufällig einmal Stimmengleichheit ergibt — denn dann ist sein Votum entscheidend, er muß Farbe bekennen, wohl oder übel, und das ganze Odium des jeweiligen Beschlusses entladet sich auf sein armes Haupt allein.

Daher wurde denn auch der Präsident, der bisher im Casino liberal und im Jockey-Club ultramontan gewesen, bald blau, bald roth im Gesichte vonwegen seiner innerlichen Beängstigungen.

Graf Leo allein war in diesem entscheidenden Augenblicke mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

„Wer Teufel mag nur jener fremde Lecker sein, der da oben auf der Gallerie so vertraulich mit der Fürstin schwatzt? Nun lümmelt er sich auch noch auf die Lehne ihres Stuhles hin. — Und nun flüstert ihm gar die Fürstin hinter ihrem Fächer zu!"

Die Gestalt in dem Lehnstuhle vor ihm aber, der greise Parteiführer, litt mittlerweile Höllenqualen. Jedes Votum klang in seinem Ohre, als ob man eine Scholle auf den Deckel seines Sarges würfe. Und dabei saß er mit dem Stift in der Hand und notirte die Voten. Seine Brust keuchte vor Pein. Nur das starke Wollen seiner großen Seele vermochte einen neuerlichen Anfall seines tödtlichen Uebels zurückzuhalten. Und durchleiden mußte er das Alles bis auf die Neige! — Endlich kam in der ewig langen Liste sein Name an die Reihe. Die Partei des Gesetzentwurfes war genau um zwei Stimmen im Vortheile, und genau noch zwei sichere Stimmen hatte die Gegenpartei: die der Grafen Ambrosius und Leo Zurdoki.

Der Präsident verging vor wechselnder Hitze und Kälte. Die Zunge wollte ihm fast am Gaumen kleben bleiben, als er den vorletzten Namen aufrief:

„Graf Ambros Zurdoki!"

Auf den Ruf erhob sich die gebrochene Gestalt aus dem Lehnstuhle. All die schmerzlichen Verzerrungen des hippokratischen Gesichtes waren in seinen Zügen ausgeprägt; — das war ein Gespenst, welches aus dem Jenseits zurückkehrte, um zu protestiren. Er erhob die zitternde Rechte, öffnete die erdfahlen Lippen und schrie mit einer letzten Kraftanstrengung sein „Nein" in den Saal hinaus; dabei schüttelte er die erhobene Hand drohend über seinem Haupte.

„Was mag denn nur die Fürstin haben fallen lassen, was ihr dieser fatale Mensch vom Boden aufhob? — Was konnten sie sich denn nur soeben zuzuflüstern haben, daß sich ihr Köpfe fast berührten?"

„Graf Leo Zurdoki!" klang der Aufruf des Präsidenten durch den Saal, und

„Ja" schrie Graf Leo mit gellender Stimme.

.... „Ja!" .... Wie war das möglich? Hatte der Anblick der Vorgänge auf der Gallerie so sehr seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt, daß er sich gar nicht bewußt war, um was es sich hier herunten handelte? War ihm das altgewohnte „Ja" unwillkürlich entschlüpft? Oder war ihm der Aufruf so ganz unversehens gekommen, daß er im Augenblicke selbst nicht wußte, was er zu sagen habe — wie das schon sehr oft vorgekommen sein soll — mit diesem kurzen „Ja" war das Schicksal des Gesetzentwurfes entschieden: er war mit einer Majorität von zwei Stimmen durchgegangen. Das war die erste Folge dieses Votums.

Auf dieses „Ja" des Grafen Leo wendete sich der vor ihm stehende greise Streiter, das Antlitz, wie das eines soeben Verdammten, vom jähen Schreck verzerrt, nach rückwärts. Mit der einen Hand stieß er nach dem unseligen Votanten, mit der andern fuhr er nach dem Herzen — und damit brach er zusammen und sank todt in seinen Lehnstuhl zurück. Das war die zweite Folge!

Im Saale erhob sich frenetischer Lärm und ein wüster Tumult. Jedermann sprang von seinem Sitze in die Höhe und schrie aus voller Kehle. Die Prälaten vergaßen ihres heiligen Kleides und wetterten nach dem Präsidentenstuhle hin; die Militairs rasselten mit den Säbeln; die Gelehrten schlugen mit der Faust auf die Tische und die Magnaten sprangen auf die Bänke. Hunderte von Händen klatschten und aber hunderte bedräuten, zur Faust geballt, den Urheber des ganzen Auf-

ruhrs, den Grafen Leo, der sich nun plötzlich zum Gegenstande der ungetheilten Aufmerksamkeit geworden sah. Selbst von den Gallerien herab waren alle Operngläser nur auf ihn gerichtet.

Der Präsident vollends wäre auf ein Haar zerrissen worden. Von rechts und von links stürmte man seine Tribune und schrie ihm in die Ohren: „Das Votum gilt nicht! Es war ein Irrthum! Deshalb gilt es doch! Ein Wort ist ein Wort!"

Das helltönende Inclangorium war total in Trümmer gegangen, bis es ihm nach zehn Minuten endlich gelang, die Ruhe wenigstens so weit wieder herzustellen, daß er irgendwie zu Worte kommen konnte.

Er fuhr bei dem kleinen Irrthum noch am besten. Er war nun nicht genöthigt, durch sein Votum Minervae die Entscheidung herbeizuführen. Er beeilte sich aber auch, den Beschluß zu enunziiren:

„Das hohe Haus der Magnaten hat den Gesetzentwurf mit einer Mehrheit von zwei Stimmen angenommen."

Damit stülpte er seinen Kalpag auf den Kopf zum Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei und salvirte sich durch die hintere Thüre; die hohen Magnaten mochten zusehen, wie sie zu den Flügelthüren des Sitzungssaales hinauskämen.

Die Sache war ein fait accompli: der Gesetzentwurf hatte die Majorität errungen, und das einzig und allein durch das Votum des Grafen Leo Zurdoki, das letzte in der Reihe.

Dafür wird aber auch die Geschichte seinen Namen aufbewahren in der Reihe der ewig denkwürdigen Namen; heute Abends bringt man ihm sicherlich eine Serenade mit Fackelzug. und daß sämmtliche liberale Casinos, Feuerwehren, Liedertafeln und Turnvereine des Vaterlandes ihn sofort zu ihrem Ehrenpräses ernennen werden, unterliegt doch gleichfalls keinem Zweifel. Möglicherweise glaubt er's auch am Ende selber noch, daß er ein Liberaler sei, und gefällt sich in der Rolle einer populären Parteizelebrität und lebt und webt fortan nur mehr in derselben. — Und doch Gott weiß, wie sehr unschuldig er dazu gekommen war!

* * *

Nun wäre also nur mehr die Sanktion des Königs zurück.

Der erbitterte Kampf zieht sich hinüber auf die Parquetten des Hofes.

Ende des ersten Bandes.

Jókai, Mór,

Der Roman des künftigen Jahrhunderts In 8 Büchern. Von Maurus Jókai

Bd.: 1

Pressburg & Leipzig 1879